

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben
von der
Stiftung Historisches Kolleg

Dokumentationen
12

**Stiftung Historisches Kolleg im
Stiferverband für die Deutsche Wissenschaft**

Über die Offenheit der Geschichte

**Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs
20. und 21. November 1992**

München 1996

Schriften des Historischen Kollegs
im Auftrag der
Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
herausgegeben von
Horst Fuhrmann
in Verbindung mit
Rudolf Cohen, Arnold Esch, Lothar Gall, Hilmar Kopper, Jochen Martin,
Horst Niemeyer, Peter Pulzer, Winfried Schulze, Michael Stolleis
und Eberhard Weis

Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner
Organisationsausschuß:
Georg Kalmer, Herbert Kießling, Elisabeth Müller-Luckner, Heinz-Rudi Spiegel

Die Stiftung Historisches Kolleg hat sich für den Bereich der historisch orientierten Wissenschaften die Förderung von Gelehrten, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben, zur Aufgabe gesetzt. Sie vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und ein Förderstipendium sowie alle drei Jahre den

„Preis des Historischen Kollegs“.

Die Stiftung Historisches Kolleg wird vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen.

Vorbemerkung

Im November 1992 ist der Preis des Historischen Kollegs postum an Thomas Nipperdey verliehen worden. Mitglieder des Historischen Kollegs – ehemalige Stipendiaten, Preisträger, Kuratoren – nahmen das Ereignis zum Anlaß, um, ähnlich wie 1988, als das Historische Kolleg die Kaulbach-Villa bezog, in einem anschließenden Kolloquium ein aktuelles Thema in Referaten und Diskussionen zu behandeln. Damals, 1988, ging es um methodische Fragen: „Bedingungen geschichtswissenschaftlicher Arbeit in Vergangenheit und Gegenwart“, und die Veranstaltung fand ihren Niederschlag in einem Band, der der Einweihung des Hauses gewidmet war: „Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs. Reden und wissenschaftliche Beiträge zur Eröffnung“ (München 1989). Diesmal, 1992, konnte nichts aktueller sein als die deutsche Wiedervereinigung und der Zusammenbruch der sozialistischen Staaten; hier stellte sich die drängende Frage nach der Vorhersehbarkeit historischer Ereignisse. Die Formulierung der Frage hat Herr Vierhaus übernommen, Mitglied des Kuratoriums von Anbeginn 1980 bis 1994. Von einer Wiedergabe der verständlicherweise sehr lebhaften Diskussion wurde Abstand genommen; die schon in den Vorträgen deutliche Heterogenität hätte den schwer systematisierbaren Stoff noch weiter aufgefächert und noch beliebiger erscheinen lassen. Die Beiträge sollten als statements aufgefaßt werden, die den Leser (wie seinerzeit die Diskutanten) zu eigener Stellungnahme anregen.

Horst Fuhrmann

Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung Historisches Kolleg

Inhalt

Rudolf Vierhaus

Einleitende Bemerkungen:

„Über die Offenheit der Geschichte“ 9

Eberhard Weis

Zur Offenheit der Geschichte:

Das Beispiel der Französischen Revolution 13

Jürgen Kocka

Strukturgeschichte und Sozialgeschichte nach 1989 27

Gerald D. Feldman

Ende der Geschichte? 35

Christian Meier

Historiker und Prognose 45

Verzeichnis der Teilnehmer 83

Rudolf Vierhaus

Einleitende Bemerkungen: „Über die Offenheit der Geschichte“

Das Thema des Colloquiums „Über die Offenheit der Geschichte“ – mit oder ohne Fragezeichen – ist unter dem Eindruck der politischen Ereignisse der Jahre 1989 bis 1991 gewählt worden. Im Hintergrund stand die Frage, ob diese in ihren Dimensionen unerwarteten und in ihren Folgen unabschbaren Ereignisse den Historikern – und zwar nicht allein den Zeithistorikern – grundsätzliche Überlegungen über den Lauf der Geschichte, über geschichtliche Erkenntnis und Darstellung abnötigen – oder doch dazu Anlaß geben.

Wie haben deutsche und ausländische Historiker die Vorgänge der deutschen Einigung, des Zusammenbruchs des kommunistischen „Ostblocks“ und der Staaten des „real existierenden“ Sozialismus, die Desintegration der Sowjetunion, das Wiederaufflammen und die Militanz des Nationalismus, das Anschwellen der Asylantenströme und des Fremdenhasses erlebt? Wenn sie darauf ebenso unvorbereitet waren wie andere – müssen sie sich nicht dennoch mehr als andere dadurch in Frage gestellt sehen? Müssen sie nicht bekennen, daß ihre Darstellung der Geschichte bis an die Gegenwart heran wenig hellichtig für Kommenendes, selbst für die Möglichkeit dessen war, was inzwischen geschehen und in Gang gesetzt ist? In welchem Maße ist ihre Darstellung durch die Realität revisionsbedürftig geworden?

Sich angesichts solcher Fragen mit der Feststellung salviaieren zu wollen, daß der Historiker es mit der Vergangenheit zu tun habe und für die Zukunft nicht zuständig sei, wäre insofern eine wenig aufrichtige Selbstbescheidung, als alle historischen Darstellungen von Annahmen über den Fortgang der Geschichte mitbestimmt sind. Auf Grund ihrer Kenntnis der Vergangenheit halten sich die Historiker – mehr oder weniger explizit – für legitimiert, Gegenwart und Zukunft unter dem Aspekt der historischen Prädisponiertheit und der Kontinuität zu sehen, obwohl gerade sie sich der Fragwürdigkeit aller Prognosen, positiv ge-

sagt: der Offenheit historischer Entwicklung, bewußt sein sollten. Statt dessen tendieren gerade sie dazu, Brüche in der Geschichte auf tieferliegende Kontinuitäten zu hinterfragen, historische Ereignisse in Prozesse der *longue durée* zurückzubinden oder auf anthropologische Invarianten zu rekurrieren.

Hat – dieser kritischen Frage kann nicht ausgewichen werden – die moderne Dominanz der sog. Strukturgeschichte, der Sozial- und Kulturgeschichte, der historischen Gesellschaftswissenschaft und der historischen Anthropologie, hat die moderne Geringschätzung der Ereignisgeschichte, der Politikgeschichte, der Rolle von Persönlichkeiten und politischen Eliten dazu beigetragen, die Dynamik der Geschichte, vor allem auch die Bedeutung politischer Veränderungen zu wenig zu beachten? Hat die Beschäftigung mit dem „Alltag“, mit Lebensformen, Gewohnheiten, Mentalitäten den Blick der Historiker ebenso von den großen politischen Entscheidungen abgelenkt wie die Fixierung auf makro-historische Strukturen? Hat der sozialwissenschaftliche Konstruktivismus in der Geschichtswissenschaft die kontingente Tatsächlichkeit des historischen Geschehens unterschätzt? Muß nun – im Lichte der Geschehnisse der letzten Jahre – zumindest die Geschichte seit 1945, im weiteren Sinne seit 1917/18 oder seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert neu interpretiert werden?

Der Rede vom „Ende der Geschichte“ vermag der Historiker kaum Ernsthaftigkeit entgegenzubringen; der Rede vom Ende der Moderne und von der „Postmoderne“, dem Scheitern des „Projekts“ Moderne hingegen kann er nicht ausweichen, wenn er zuvor nur zu gern mit den Begriffen „Modernisierung“ und „moderne Welt“ operiert hat. In unvorhergesehener und vorher unvorstellbarem Ausmaße haben wir im nun zu Ende gehenden Jahrhundert das Zu-Ende-Gehen von politischen und ideologischen Machtkonstellationen, von angenommenen Sicherheiten und zugleich das Aufbrechen von erschreckenden Unsicherheiten, die Anmeldung von unabsehbar Neuem, den Beginn einer Zukunft erlebt, von der heute weniger denn je angenommen werden darf, daß sie fortgeschriebene Vergangenheit sein wird. Auch wenn es so scheint, als kehre Geschichte zurück, geschieht das unter gänzlich veränderten Bedingungen und Folgen, denen gegenüber jede Prognose sich zu verbieten scheint.

Halten angesichts solcher Erfahrungen die bisher von den Historikern gebrauchten Erklärungsmodelle stand? Müssen die prinzipielle Zukunftsoffenheit der Geschichte und ihre Kontingenz ernster genommen werden? Muß ihr Geschehnischarakter höher veranschlagt wer-

den? Sind die Theorien über den Verlauf „der“ Geschichte, mit denen die Historiker (in ihrer Mehrheit) arbeiten, noch haltbar?

Solche und andere Fragen – nach dem Zu-Ende-Gehen und dem (Neu-)Anfang von historischen Konstellationen, Institutionen und Ideologien, nach möglichen Rückfällen, Auf- und Nachholversuchen in der Geschichte und nach der Bedeutung von einzelnen Personen – unter dem Eindruck der Erfahrungen der letzten Jahre und der durch sie ausgelösten Ratlosigkeiten zu diskutieren, bedarf wohl keiner weiteren Rechtfertigung.

Eberhard Weis

Zur Offenheit der Geschichte. Das Beispiel der Französischen Revolution

Uns allen ist seit 1989 die Unvorhersehbarkeit geschichtlicher Wandlungen überzeugend vor Augen geführt worden, und zwar gleich in dreifacher Hinsicht: Erstens, daß die kommunistischen Diktaturen Osteuropas plötzlich wie Kartenhäuser zusammenbrachen, obwohl sie über technische Machtmittel zur Kontrolle und Niederhaltung ihrer Bürger verfügten wie keine Diktatur früherer Zeiten. Zweitens, daß der Übergang von der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft ungeheuer schwierig und risikoreich ist, risikoreich für Investoren, risikoreich für die Menschen, denen es zur allgemeinen Überraschung zunächst einmal außer in der DDR mehrheitlich materiell noch schlechter geht als in der Planwirtschaft, risikoreich schließlich für die neuen Demokratien, deren Repräsentanten wegen der allgemeinen Not Gefahr laufen, wieder abgewählt oder – in Rußland – gestürzt zu werden zugunsten altkommunistischer Politiker, die sich jetzt Sozialisten nennen. Und die dritte Überraschung ist, daß in der ehemaligen SU nach über 70-jähriger und in Osteuropa nach über 45-jähriger kommunistischer Herrschaft plötzlich die uralten nationalen und religiösen Gegensätze mit ungeahnter Vehemenz aufbrechen, und daß Ost- und Südeuropa mit seiner ethnischen Gemengelage nicht nur wirtschaftlich, sondern auch wegen haßerfüllter Nationalitätenkriege droht, in einem Chaos zu versinken. Also gleich drei Überraschungen, eine erfreuliche und zwei unerfreuliche, mit denen auch politisch erfahrene Beobachter und Analytiker nicht gerechnet haben. Daß wir Historiker dabei nicht weitsichtiger waren als alle anderen politisch gut informierten Zeitgenossen, etwa Juristen, Politologen, Wirtschaftswissenschaftler, erfahrene Journalisten, Diplomaten und Politiker, dies ist uns allen bewußt.

Mir ist die Aufgabe zugedacht worden, die Offenheit der Geschichte an der Französischen Revolution zu demonstrieren. Ich kann mir dies unter zwei Aspekten vorstellen: Erstens: Wie beurteilten prominente

Historiker – oder im weiteren Sinne prominente Zeitgenossen – die Revolution und ihren Fortgang in ihren verschiedenen Phasen? Zweitens: War die Revolution, wie noch heute viele Theoretiker behaupten, ein einheitlicher Prozeß, der so und nicht anders entstehen und verlaufen mußte? Oder gab es nicht in jeder Phase offene Situationen, in denen Alternativentwicklungen möglich waren?

Ich möchte in meinem kurzen Referat viel weniger zu der ersten, als zu der zweiten Fragestellung sagen. Aus folgendem Grund: Zur Frage nach dem Urteil zeitgenössischer *Historiker* zur Französischen Revolution muß man weitgehend Fehlanzeige melden. Die großen Geschichtsschreiber der Aufklärung waren bei Ausbruch der Revolution überwiegend bereits verstorben: Montesquieu, Voltaire, aber auch weniger bedeutende wie Mably und Morelly. In England lebte Hume nicht mehr. Robertson war ein alter Mann und starb 1790, Gibbon war noch tätig, hielt sich in dieser Zeit teilweise in der Schweiz auf und lehnte die Revolution, ebenso wie Burke, von Anfang an ab. Die großen Revolutionshistoriker des 19. Jahrhunderts dagegen schrieben als Nachlebende.

Zeitgenössische Urteile zur Revolution? Da muß man statt über Historiker über Dichter, Philosophen, politische Denker und Publizisten sprechen. Dies ist aber ein weites, schon von vielen beackertes Feld¹. Es ist bekannt, daß nahezu alle deutschen Dichter und Philosophen die Revolution 1789 und auch noch bis etwa 1792 begeistert begrüßten, daß aber die meisten von ihnen sich nach den Septembermorden, der Absetzung und Hinrichtung des Königs und der Ausdehnung des Terrors 1793 sowie der Entfesselung des Krieges von der Revolution abwandten, sie großenteils verurteilten, wobei aber die meisten die Errun-

¹ Rudolf Vierhaus, „Sie und nicht wir“. Deutsche Urteile über den Ausbruch der Französischen Revolution, in: Deutschland und die Französische Revolution, hrsg. von Jürgen Voss (München, Zürich 1983) 1–15 [Wiederabgedruckt in: Rudolf Vierhaus, Deutschland im 18. Jahrhundert. Ausgewählte Aufsätze (Göttingen 1987) 202–215]; ders., Die Revolution als Gegenstand der geistigen Auseinandersetzung in Deutschland 1789–1830, in: Revolution und Gegenrevolution 1789–1830. Zur geistigen Auseinandersetzung in Frankreich und Deutschland, hrsg. von Roger Dufraisse unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Lückner (München 1991) 251–266; Eberhard Weis, Propyläen Geschichte Europas, Bd. 4: Der Durchbruch des Bürgertums, 1776–1847 (Frankfurt a.M., Berlin 1978, Nachdrucke 1982 und 1992); ders., Deutschland und die Französische Revolution, in: Die Französische Revolution, Wurzeln und Wirkungen. Eine Ringvorlesung der Universität München (Wissenschaft und Philosophie. Interdisziplinäre Studien 7), hrsg. von V. Schubert (St. Ottilien 1989) 117–154.

genschaften von 1789 nach wie vor als für die Menschheit unverzichtbar betrachteten. Auch Goethe machte darin, entgegen dem, was man oft lesen kann, keine Ausnahme². Noch als alter Mann sagte er zu Ekermann, „daß die Revolution in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit war“. Am positivsten unter den bedeutenden Denkern stand bekanntlich Kant der Revolution gegenüber, auch nach 1792/93³. Auf der anderen Seite gab es nur wenige Intellektuelle, die die Revolution von Anfang an ablehnten: Edmund Burke etwa, der zwar ein hervorragender Kenner der amerikanischen und irischen Fragen war, mit denen er sich im Parlament befaßt hatte, der aber von Frankreich nur ein durch Vorurteile verdunkeltes Zerrbild hatte, während sein Landsmann Arthur Young die französischen Verhältnisse auf dem Lande und in der Hauptstadt unter dem Ancien Régime und während der Revolution unvoreingenommen beobachtete und schilderte. Oder Joseph de Maistre, der nach einer kurzen Phase der Begeisterung zum Gegner der Revolution wurde – übrigens unter dem Einfluß von Madame de Staël und von Gibbon – bereits in seinen *Considérations sur la France* von 1797 die bedeutendste Theorie der Revolution aus der Sicht eines Gegners entwickelte und bereits die Umstände der 20 Jahre später stattfindenden Restauration ziemlich genau voraussagte. Oder der später führende Theoretiker des französischen Frühliberalismus Benjamin Constant, der 22-jährig den Ausbruch der Französischen Revolution als Kammerherr in Braunschweig erlebte und, da sein Herzog die Revolution lobte, diesen noch zu überbieten versuchte durch radikale Parolen, ohne daß er damals viel über die Vorgänge in Paris wußte. Erst später entwickelte er, der auch England kannte, seine tiefen Einsichten über die Französische Revolution⁴.

Ich gehe nicht weiter auf die Urteile von außenstehenden Zeitgenossen ein, sondern wende mich der politischen Entwicklung selbst zu und versuche, einige Beispiele zu zeigen, in denen dem Historiker die Lage

²) Dieter Borchmeyer, *Höfische Gesellschaft und Französische Revolution bei Goethe* (Kronberg/Ts. 1977) hier besonders 283–290, das Zitat 289.

³) Peter Burg, *Kant und die Französische Revolution* (Berlin 1974); Volker Gerhardt, *Die republikanische Verfassung. Kants Staatstheorie vor dem Hintergrund der Französischen Revolution*, in: *Deutscher Idealismus und Französische Revolution*. Schriften aus dem Karl-Marx-Haus 37 (Trier 1988) 24–48.

⁴) Lothar Gall, *Benjamin Constant, seine politische Ideenwelt und der deutsche Vormärz* (Wiesbaden 1963).

durchaus offen erscheint. Vorher aber möchte ich den Einfluß der Persönlichkeit am Beispiel Ludwigs XVI. erläutern⁵.

Ohne zwingende Notwendigkeit rief Ludwig XVI. zu Anfang seiner Regierung 1774 die Parlamente zurück, jene von der Noblesse de Robe besetzten obersten Gerichtshöfe, welche die entschiedensten Gegner aller Reformen waren. Sein Vorgänger, Ludwig XV., hatte sie vier Jahre vor seinem Tode entmachtet und sich mit fähigen, reformbereiten Ministern umgeben. Ludwig XV. hatte damit nach fünf Jahrzehnten der Schwäche die Bahn von Reformen im Geiste des aufgeklärten Absolutismus beschritten, Ludwig XVI. brach sie ab. Noch einmal bot sich dem Ancien Régime eine Chance der Selbsterneuerung, als 1774 bis 1776 mit Turgot der fähigste Wirtschafts- und Sozialpolitiker, den Frankreich im 18. Jahrhundert besaß, Generalkontrolleur der Finanzen und damit leitender Minister war. Der König ließ ihn schließlich unter dem Druck der Interessenten und des Hofadels ohne rationale Gründe fallen. Turgot schrieb an den König 1776: „Sie haben gesagt, Sire, daß es Ihnen an Erfahrung mangelt; Sie haben einen Führer nötig, und dieser muß weitschauend und stark sein... Vergessen Sie niemals, daß es die Schwäche war, die das Haupt Karls I. unter das Beil des Henkers brachte.“ Nach seiner Entlassung schrieb er, die angebotene hohe Dotation verschmähend, an Ludwig XVI.: „Ich wünsche, daß die Zeit mich nicht rechtfertigen möge.“

Diese Äußerungen Turgots gehören zu den recht zahlreichen, die zeigen, daß informierte Zeitgenossen bereits in den Siebziger Jahren eine Revolution (in dem modernen Sinn des Wortes) für denkbar hielten. Ja schon in den Sechziger Jahren in einer Phase innenpolitischer Krisen und Straßenkämpfe hatte Voltaire geschrieben, er fürchte, die Dinge trieben auf eine Revolution hin. Er selbst sei zum Glück so alt, daß er sie nicht mehr erleben werde. Und auch nach Bekanntgabe der Einberufung der Generalstände durch den König 1788 sahen nicht wenige trotz der allgemeinen Begeisterung bereits eine Revolution voraus, wie jener alte Parlamentsrat, der, wie Etienne Pasquier berichtet, damals zu

⁵) Für die Vorgänge vor und während der Revolution beziehe ich mich auf *Georges Lefebvre*, *La Révolution française* (Paris ³1951, ⁶1968); *François Furet*, *Denis Richet*, *Die Französische Revolution* (Frankfurt a.M. 1968, franz. Original Paris 1965, München 1980); *Jacques Godechot*, *Les Révolutions (1770–1799)* (Paris ⁴1986) (Nouvelle Clio); *Eberhard Weis*, *Propyläen Geschichte Europas*, (wie Anm. 1), 18–221; *Ernst Schulz*, *Die Französische Revolution* (München 1988).

seinen optimistischen jungen Kollegen sagte: „Messieurs, hier geht es um kein Kinderspiel: sobald Frankreich die Generalstände erlebt, wird es auch eine furchtbare Revolution erleben.“⁶

Doch nun noch einmal zurück zu weiteren Fehlentscheidungen Ludwigs. Als das Parlament von Paris gegenüber dem Versuch der königlichen Minister, endlich die Steuerprivilegien des Adels abzuschaffen, zur offenen Revolte überging, wiederholte Ludwig XVI. 1787/88 den Schritt seines Vorgängers, das Pariser Parlament aufzulösen und dessen Räte in die Provinz zu verbannen. Aber die Voraussetzungen für ein Gelingen waren jetzt ungleich ungünstiger als sie 1770 gewesen waren. Das Parlament wiegelte die Bevölkerung der Hauptstadt gegen die Krone und deren Minister auf. Auch mehrere Provinzen erhoben sich zugunsten ihrer Parlamente. Der König entließ im August 1788 den Generalkontrollleur Loménie de Brienne und den letzten handlungsfreudigen Minister des Ancien Régime, Malesherbes, und berief die Parlamente zurück, unterwarf sich also praktisch. Nur um einige Monate hat sich Malesherbes mit seiner Prognose geirrt, als er sagte: „Die Privilegierten haben es gewagt, sich gegen den König zu stellen. Innerhalb von zwei Monaten wird es keinen Adel und keinen Klerus als Stände mehr geben.“ Der König versäumte es, sich an die Spitze des Dritten Standes gegen den frondierenden Adel zu stellen, obwohl der Dritte Stand 1788 das Bündnis mit den Parlamenten aufkündigte und sich für einen Reformkurs zusammen mit den liberalen Teilen des Adels und des Klerus, nicht zuletzt mit dem Königtum, aussprach. Da der Staat 1788 vorübergehend zahlungsunfähig war und das Experiment mit den Notablen völlig mißlungen war, berief der König im August 1788, dem Drängen der öffentlichen Meinung aller politischen Lager folgend, die Generalstände auf den 1. März 1789 ein. Der Adel erhoffte sich davon, daß die privilegierten Stände damit sowohl den König als auch den Dritten Stand in den Griff bekommen würden. Er dachte, die Stimmenverhältnisse und die Beratungen würden sich nach dem Vorbild der letzten Generalstände von 1614 vollziehen. Auch der König war dieser Meinung. Aber auch die führenden Persönlichkeiten des Dritten Standes, wie Mirabeau und Condorcet, konnten sich 1787 – Rolf Reichardt hat dies in seiner Arbeit über

⁶) *Simon Schama*. Der zaudernde Citoyen. Rückschritt und Fortschritt in der Französischen Revolution (München 1989) 267.

Condorcet gezeigt⁷, – noch nicht vorstellen, wie Generalstände zu Reformen und zu einer Nationalversammlung führen könnten. Doch 1788 entschlossen sie sich bereits, die finanzielle Schwäche des Staates zur Erzwingung von Reformen zu benutzen. Auch beachteten sie zunehmend das Werk der amerikanischen Bundesverfassung von 1787.

Der große Revolutionshistoriker Georges Lefebvre, der als Sozialist und Gesellschaftshistoriker sicher kein Mann war, der die Rolle einzelner Persönlichkeiten in der Geschichte überbetonte, vertrat die Meinung, noch im Frühjahr 1789 hätte Ludwig XVI. die Revolution verhindern können, wenn er die Reformen diktiert und sich mit dem Dritten Stand verbündet hätte⁸. So, wie noch unter dem Ancien Régime, die schwache und unentschlossene Persönlichkeit Ludwigs XVI. zu einer Reihe von schicksalhaften Fehlentscheidungen geführt hatte, so war dies bekanntermaßen auch während des Sommers 1789 bis zur Bildung der Nationalversammlung und in den drei Jahren der konstitutionellen Monarchie, einschließlich des unüberlegten Fluchtversuches von Juni 1791. Ein dauernder Wechsel zwischen provokativem Verhalten und schwächlichem Zurückweichen. Eine energischere, weitschauendere und zugleich flexiblere Persönlichkeit auf dem Thron hätte den Dingen wohl einen anderen Verlauf geben können.

Ein anderer, ebenfalls aus dem Bereich des Persönlichen kommender Faktor, der den Lauf der Dinge mitbestimmte, waren die unvorstellbaren, aus Eitelkeit, Machtstreben und Eifersucht herrührenden Intrigen der einzelnen Abgeordneten gegeneinander, wie sie z. B. der britische Historiker Norman Hampson in seinem Buch „Vor dem Terror. Das revolutionäre Frankreich 1789–91“⁹ geschildert hat. Es gab in der verfassungsgebenden Nationalversammlung, der Constituante, noch keine Parteien und nicht einmal deutlich unterscheidbare politische Gruppierungen, wie dies später in der Legislative und noch stärker im Nationalkonvent der Fall war. Aber gerade solche Abgeordnete, die sich in ihren politischen Vorstellungen sehr nahe standen, besonders diejenigen,

⁷) Rolf Reichardt, Reform und Revolution bei Condorcet. Ein Beitrag zur späten Aufklärung in Frankreich (Bonn 1973) besonders 289. Dazu auch Eberhard Schmitt, Repräsentation und Revolution (München 1969) v.a. 147–222.

⁸) Vgl. Lefebvre, (wie Anm. 5), ³1951, 119f.; Godechot, (wie Anm. 5), 326.

⁹) Norman Hampson, Vor dem Terror. Das revolutionäre Frankreich 1789–1791 (Wien, Köln 1989) (engl. Original: Preface to Terror. The Constituent Assembly and the Failure of Consensus 1789–1791 [Oxford 1988]).

welche die Konstitutionelle Monarchie festigen wollten, fochten unbarmherzige Kämpfe und Intrigen gegeneinander aus, verdächtigten und denunzierten sich gegenseitig, um ihre Konkurrenten auszuschalten. Das Bewußtsein, gemeinsam in einem Boot zu sitzen, war offenbar nicht vorhanden, obwohl man andererseits den schon beginnenden Terror der Straße sah und fürchtete, aber ihm dabei nichtsdestoweniger gelegentlich die eigenen Kollegen und Konkurrenten durch öffentliche Beschuldigungen bewußt aussetzte. Das bekannteste Beispiel ist der Kampf zwischen Lafayette, unterstützt durch die Brüder Lameth – alle waren Helden des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges – auf der einen und Mirabeau auf der anderen Seite. Beide Parteien wollten die konstitutionelle Monarchie erhalten und stärken, beide neideten sich gegenseitig den Einfluß auf den König und die Königin, Mirabeau wollte um jeden Preis Lafayette als Quasi-Premier-Minister verdrängen und glaubte aus der Tatsache, daß ihm der König seine Schulden bezahlte und insgeheim eine Million für ihn hinterlegte, das Recht ableiten zu können, zum maßgebenden Berater des Monarchen aufzusteigen, während er zum Schein im Parlament in unwichtigen Fragen noch gegen den König polemisierte. Trotz des Mißtrauens der Königin gegen ihn gelang es Mirabeau allmählich, den König zu beeinflussen. Mirabeau war in der Tat wohl der einzige Abgeordnete, der dank seiner Rednergabe oft in der Lage war, das Parlament mitzureißen und für seine Auffassungen zu gewinnen. Vielleicht hätte er die konstitutionelle Monarchie stabilisieren können, die unter Lafayettes Beratung in eine immer mißlichere Lage geriet. Aber – und hier kommt die Rolle des Zufalls ins Spiel – Mirabeau starb plötzlich im April 1791.

Trotzdem blieb die Lage bis zur Machtergreifung Robespierres und zur Ausschaltung der Girondisten am 2. Juni 1793 offen in mehrfacher Hinsicht: Ich nenne hier nur stichwortartig einige Punkte: 1) Die Wahlergebnisse zu den drei Nationalversammlungen, 1789, 1791 und 1792. In der ersten Nationalversammlung, der Constituante, saß wohl kein Abgeordneter, der weiter als bis zur konstitutionellen Monarchie und zu Reformen gehen wollte. Auch die Cahiers, jene umfassendste Bestandsaufnahme, die vielleicht bis heute in einem Land über die Ansichten und Wünsche der Bürger aller Stände vorgenommen wurde, strebten nur politische, rechtliche und soziale Reformen an, ohne an einen Sturz der Monarchie zu denken. Im Herbst 1791 gelang es der gemäßigten Gruppe der Feuillants, den Jakobinerclub zu spalten. Drei Viertel der Pariser Jakobiner zogen zu den Feuillants um. In der Legis-

lative, die im Oktober 1791 zusammentrat, hatten wiederum die Feuillants und andere gemäßigte Politiker die Mehrheit.

Die Wahl zum dritten Parlament, dem Nationalkonvent, der im Oktober 1792 zusammentrat und bis 1795 amtierte, brachte unter dem Eindruck der Septembermorde den gemäßigeren Girondisten zweimal so viele Abgeordnete wie der Bergpartei, und dies, obwohl der äußere Krieg bereits im Gange und der König abgesetzt war. Dazwischen stand eine große unentschiedene Gruppierung, die sogenannte Ebene oder „der Sumpf“, die abwarten wollte, wo die stärkeren Bataillone standen. Sie fügte sich später der Diktatur Robespierres und der Ausschüsse, war aber am 9. Thermidor plötzlich wieder da und trug zum Sturz Robespierres bei.

In allen drei Nationalversammlungen gab es sowohl im Hinblick auf die Kräfteverteilung als auch auf die inneren und äußeren Verhältnisse immer wieder Situationen, die die Fortentwicklung einer parlamentarischen Monarchie bzw. seit 1792 parlamentarischen Demokratie als möglich erscheinen ließen. Das Geflecht von Ursachen dafür, daß dies nicht eintrat, war in jeder Situation anders, wobei durchgehend einer der wichtigsten Faktoren die Entschlossenheit, gute Organisation und der Terrorismus der radikalen Minderheit und die Uneinigkeit, zum Teil auch die Angst der Gemäßigten war, wozu dann noch der Druck des von den Girondisten aus innenpolitischen Gründen leichtsinnig vom Zaun gebrochenen Krieges gegen das übrige Europa kam, der zunächst verloren zu gehen drohte.

2) Ein weiteres Indiz für die Offenheit der Situation in vielen Momenten scheint mir, daß die Diskussionen über neue Gesetzgebungsprojekte, zumindest in den beiden ersten Nationalversammlungen, größtenteils rein argumentativ, ohne den Anschein von Parteien- oder Fraktionszwang, in stets wechselnden persönlichen Konstellationen geführt wurden. Es gab Ausnahmen, wie z. B. bei der Zivilkonstitution des Klerus und der Enteignung des Kirchenguts 1789/90 oder bei den Kriegserklärungen von 1792 und 1793, wo ein gewisser außerparlamentarischer terroristischer Druck unverkennbar scheint, aber sonst verliefen die Gesetzgebungsdebatten meist noch relativ frei und mit stets wechselnden Fronten und Bündnissen.

3) Ganz stark erscheint die Offenheit der Situation beim Sturz des bis dahin fast allmächtigen Robespierre am 9. Thermidor (27. Juli) 1794 durch Abgeordnete des Nationalkonvents. Auch die Sektionen von Paris erhoben sich nicht für ihn, die sich bisher schweigend seinem Druck

gebeugt hatten. Sicher war eines der Hauptmotive der Thermidorianer, daß sie fürchteten, selbst zu den nächsten Opfern der Guillotine zu gehören. Aber niemand hatte dieses Ereignis vorausgesehen. Es gelang so der Revolution aus eigenen Kräften, ihre blutige Diktatur abzuschütteln und später wenigstens die schlimmsten Massenmörder vor Gericht zu stellen.

Ich möchte es bei diesen Beispielen bewenden lassen, mir auch versagen, auf die Rolle des Zufalls etwa bei Einwirkungen von Kriegsergebnissen auf die Innenpolitik oder beim Aufstieg des Generals Bonaparte zu verweisen. Bonaparte war beispielsweise in akuter Gefahr sowohl bei seinem Ägyptenfeldzug als auch bei seinem Staatsstreich vom 9. November 1799, als ihn die Abgeordneten des Rates der Fünfhundert fast erschlagen hätten und er durch einen Trick seines Bruders Lucien befreit wurde¹⁰.

Die Suche nach Situationen der Offenheit der Geschichte im Ablauf der Französischen Revolution müßte Anhängern der marxistischen Interpretation dieser Revolution, wie sie heute in Frankreich noch durch nicht wenige Lehrstuhlinhaber, meist Schüler von Albert Soboul, in mehr oder weniger orthodoxer Weise vertreten wird, als abwegig erscheinen. Unter dem Robespierre-Verehrer Albert Matthiez etablierte sich diese Richtung vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Matthiez' Schüler Georges Lefebvre, argumentierte frei und unideologisch. Dessen Schüler Albert Soboul wich in seinen frühen und wichtigsten Forschungen ebenfalls noch von der doktrinären marxistischen Linie ab. Später versuchte er dagegen, die französische Revolutionshistoriographie für den Marxismus zu monopolisieren. Schärfster Kritiker dieser Richtung wurde der 1956, nach der Niederschlagung des Ungarnaufstandes, wie viele französische Intellektuelle aus der KPF ausgetretene François Furet. Seit Jahrzehnten setzt sich Furet mit der marxistischen Interpretation der Französischen Revolution auseinander, die übrigens, wie er nebenbei nachgewiesen hat, *so* gar nicht von Marx vertreten worden war¹¹. Da dies mit der Vorstellung von der Offenheit der Ge-

¹⁰) Beim Nachdenken über die Rolle des Zufalls in der Geschichte kommen einem auch Lenin im deutschen Eisenbahnwaggon oder der Fehlschlag der Attentate auf Hitler von 1939 und 1944 in den Sinn.

¹¹) *François Furet*, außer der in Anm. 5 genannten Geschichte der Französischen Revolution; *Penser la Révolution française* (Paris 1978) (deutsch: 1789. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft [Frankfurt a.M., Berlin 1980, Übersetzung weist Mängel auf]); *Karl Marx et la Révolution française* (Paris

schichte zu tun hat, fasse ich Furets Kritik hier, der Kürze halber etwas vergrößernd, zusammen: Er bestreitet die drei Haupt-Dogmen der marxistischen Revolutionshistoriographie, nämlich: – Die Französische Revolution sei eine rein bürgerliche Revolution gewesen, deren historische Aufgabe es gewesen sei, gemäß der marxistischen Geschichtsphilosophie dem Kapitalismus zum Durchbruch gegenüber dem Feudalismus zu verhelfen. – Die Französische Revolution sei ausschließlich als Klassenkampf zwischen Feudalaristokratie und Bürgertum zu verstehen. – Die Revolution sei ein Block gewesen, bei dem jede Phase sich gewissermaßen zwangsläufig aus der vorhergehenden entwickelt habe.

Bei seiner Kritik dieser Thesen trifft sich Furet in einigen Punkten mit den Auffassungen angelsächsischer Historiker wie Alfred Cobban¹² und George Taylor¹³. Furet verweist u. a. darauf, daß der Revolution des Bürgertums eine solche des Adels 1787/88 vorangegangen ist, daß in beiden Lagern stets Angehörige mehrerer Stände und Schichten bzw. Klassen standen, daß die Revolution des gebildeten Bürgertums, das in den Nationalversammlungen saß, zwar in die Zukunft wies, daß aber die gleichzeitige Revolution der städtischen Sansculotten – das waren überwiegend Handwerker und kleine Geschäftsleute – und der Bauern Erhebungen von Menschen waren, die sich durch die wirtschaftliche Entwicklung überrollt und durch neue kapitalistische Wirtschaftsformen in ihrer Existenz bedroht sahen und die nun fürchteten, auf die Stufe von Lohnarbeitern herabgedrückt zu werden.

Die im Grunde *gegen* die Modernisierung gerichtete kleinbäuerliche und kleinbürgerliche Revolution sei – im Gegensatz zu der des gehobe-

1985); *La Révolution. 1770–1880* (Paris 1988); *Dictionnaire critique de la Révolution française* (hrsg. mit *Mona Ozouf*) (Paris 1988) (deutsch: *Kritisches Wörterbuch der Französischen Revolution*, 5 Bde. [Frankfurt a.M. 1989]); *Zur Historiographie der Französischen Revolution heute* (Vorwort von Eberhard Weis), (Karl Friedrich von Siemens-Stiftung, Themen XLVI, München 1989).

¹²) *Alfred Cobban*, *The Myth of the French Revolution* (London 1955); *ders.*, *The Social Interpretation of the French Revolution* (Cambridge 1964); *ders.*, *Aspects of the French Revolution* (London 1968). Eine moderne, originelle und kritische Darstellung von einem Schüler Cobbans jetzt: *Donald M.G. Sutherland*, *Révolution et Contre-Révolution en France. 1789–1815* (Paris 1991, engl. Original London 1985).

¹³) *Georges V. Taylor*, *Noncapitalist Wealth and the Origins of the French Revolution*, in: *American Historical Review* 72 (1967) 469–496 (auch abgedruckt in: *Eberhard Schmitt* (Hrsg.), *Die Französische Revolution – zufälliges oder notwendiges Ereignis?*, Teil I (München 1983) 41–62.

nen Bürgertums – nicht pro- sondern antikapitalistisch gewesen. Im übrigen habe die Revolution wegen ihrer Zollpolitik, wegen der Konsolidierung des Mini-Eigentums an Grund und Boden und wegen der Militarisierung die Entwicklung zum Kapitalismus – die schon lange vor 1789 begonnen hatte – nicht gefördert, sondern verzögert, so daß sie erst seit etwa 1830 in Frankreich zum Durchbruch kommen konnte. Furet sieht die Bedeutung der Revolution eher in einer Veränderung des Bewußtseins, der politischen Kultur und in den politischen Anstößen. Er hält die Rolle der Revolution für die Entwicklung der Demokratie für wichtiger als diejenige für den Aufstieg des Bürgertums und des Kapitalismus.

Mit dem Hinweis auf die Veränderung des politischen Bewußtseins und der politischen Kultur trifft sich Furet u. a. mit den Forschungen der amerikanischen Historikerin Lynn Hunt¹⁴ und von Reinhart Koselleck und Rolf Reichardt, wie sie u. a. in dem von beiden herausgegebenen Sammelband „Die Französische Revolution als Bruch des gesellschaftlichen Bewußtseins“¹⁵ ihren Niederschlag fanden. Aber dies sei nur am Rande vermerkt. Zur Hauptsache in unserem Zusammenhang: Furet wendet sich immer wieder gegen jede deterministische Auffassung der Französischen Revolution. Er ist überzeugt, daß die Revolution als komplexes Gesamtphänomen erst wieder verständlich wird, wenn man den Versuch aufgibt, sie als Tat einer einzigen Klasse zu verstehen und aus einer bestimmten Wirtschaftsweise heraus zu erklären. Er vertritt die Ansicht, daß Zeitgenossen wie die Thermidorianer, wie Sieyès, Constant, Burke, Kant, Fichte und Hegel trotz geringerer Detailkenntnisse weit mehr von der Revolution begriffen als so fleißige und progressive Revolutionshistoriker wie Mathiez oder Soboul. François Furet sieht die politische Analyse von der Bevormundung durch den ökonomischen Unterbau befreit¹⁶. Hierdurch werde der Blick auf die eigentlichen politischen Probleme, die den Mitgliedern der Natio-

¹⁴) *Lynn Hunt*, *Symbole der Macht und Macht der Symbole. Die Französische Revolution und der Entwurf einer politischen Kultur* (Frankfurt a.M. 1989) (Original: *Politics, Culture and Class in the French Revolution* [Berkeley 1984]).

¹⁵) *Reinhart Koselleck, Rolf Reichardt* (Hrsg.), *Die Französische Revolution als Bruch des gesellschaftlichen Bewußtseins* (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution 15, München 1988).

¹⁶) *François Furet* in einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung, das diese am 10./11. Juni 1989 brachte. Hierzu E. Weis im Vorwort zu dem in Anm. 11 zitierten Vortrag Furets in der Siemens Stiftung München, S. 13.

nalversammlungen, vor allem der ersten, durchaus bewußt waren, wieder freigegeben. In seinem Buch „Penser la Révolution française“ spricht er von „der Berufskrankheit des Historikers, ewig die Möglichkeiten, die in einer Situation lagen, zu reduzieren auf eine einzige Zukunft, da diese allein tatsächlich stattgefunden hat“. „Diese Logik“, so fährt er fort, „führt dann noch zu intellektuellen Vereinfachungen, wie sie in der neueren Zeit die Ausübung politischer Gewalt begleiten und rechtfertigen“¹⁷.

Ich möchte eine abschließende Bemerkung anfügen. Ich habe in der Presse gelesen, Jürgen Kocka habe auf dem letzten Historikertag unter Hinweis auf die Ereignisse von 1989/91 die Meinung vertreten, vielleicht habe die Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten die politische Geschichte, die Ereignisse und die Individuen zu stark zugunsten der Sozialgeschichte, der Strukturen, der „longue durée“, vernachlässigt¹⁸. Rudolf Vierhaus wirft diese Frage ebenfalls auf in seinem Rundschreiben zu diesem Kolloquium. Ich kann beiden Kollegen im Hinblick auf die Französische Revolution nur voll zustimmen. Die französische Geschichtswissenschaft hat in 50 Jahren, seit den Forschungen von Labrousse, auf dem Gebiet der Sozialgeschichte methodisch und inhaltlich Vorbildliches geleistet. Aber diese Erkenntnisse erklären nur gewisse Aspekte, nicht die tatsächliche Gesamtentwicklung und das noch primär politische Werk sowie die Bewußtseinsänderung der Revolution. Das langfristige allmähliche Sinken der Kaufkraft im 18. Jahrhundert ist gewiß wichtig, aber es erklärt nicht die Französische Revolution, zumal es in den achtziger Jahren zunächst durch einen Verfall der Agrarpreise und eine Beschäftigungskrise durch das Einströmen der britischen Waren und dann durch die kurzfristige, durch Mißernten und Zufrieren der Flüsse hervorgerufene Hungerkrise seit 1787 abgelöst wurde. Diese kurzfristige Krise wurde wichtiger für den Gang der Ereignisse. Wir kennen heute die Lage der Bauern vor, während und nach der Revolution viel besser als früher, aber die Politiker in Paris interessierten sich für die Lage der Bauern nur, wenn die Bauern unruhig wurden und man aus der Unruhe Kapital schlagen konnte wie

¹⁷) *François Furet*, *Penser la Révolution française* (Paris 1978) 37. Die Stelle ist von mir übersetzt.

¹⁸) Bei dem Kolloquium am 20./21. November 1992 relativierte Jürgen Kocka in der Diskussion diese ihm zugeschriebene Meinung, ja er widersprach ihr. Hierzu wird sein Beitrag in diesem Band Auskunft geben.

1789, oder wenn die Unruhe die eigenen Kreise störte wie 1793. Im übrigen schoben die Nationalversammlungen im Interesse der bürgerlichen Grundherren die Beseitigung der grundherrlichen Abgaben von 1789 bis 1793 vor sich her. Die Forschungen von Soboul und Rudé über die Zusammensetzung der Sansculotten, meist Kleinbürger, sind sehr wichtig vor allem für die Zeit vom Sommer 1792 bis Ende 1793, als Robespierre und die Bergpartei die städtischen Massen für ihre politische Machtergreifung instrumentalisierten. Als Robespierre glaubte, die Macht fest in der Hand zu halten, zeigte er sich seit Anfang 1794 uninteressiert an den wirtschaftlichen Interessen der städtischen Unterschichten, schaffte die Höchstpreise (Maximum) ab und verhaftete aufmüßige Führer der Sektionen von Paris, womit er die Sektionen mundtot machte. Die sozialen Verhältnisse spielten nur eine Nebenrolle im Kalkül der Revolutionsführer.

Die französische sozialgeschichtliche Forschung wurde zum unverzichtbaren Besitz der internationalen Geschichtswissenschaft. Aber für die Beurteilung der Gesamtentwicklung reicht sie, auch wenn sie – was heute überall geschieht – durch die Mentalitätsgeschichte ergänzt wird, nicht aus, besonders nicht zum Verständnis von Situationen, in denen es mehrere Handlungsalternativen gab, also die Offenheit der Geschichte deutlich wird. Ich schließe mit einem, wie ich glaube, nach wie vor aktuellen Zitat aus einem Aufsatz von Thomas Nipperdey von 1975: „Die Unverfügbarkeit der Zukunft zu verteidigen, ist ein Stück menschliche Freiheit verteidigen. Und die liberale Demokratie lebt von dieser Freiheit einer offenen Zukunft.“¹⁹

¹⁹) Thomas Nipperdey, Wozu noch Geschichte? (1975). Wiederabdruck in: Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), Über das Studium der Geschichte (München 1990) 366–388, hier 382.

Jürgen Kocka

Strukturgeschichte und Sozialgeschichte nach 1989

Nichts sei nach 1989 mehr wie es war. Auch in der Geschichtswissenschaft? „Vom Historikerstreit zum Historikerschweigen“ lautet der Titel einer bei Siedler erschienenen Polemik gegen die Gesellschaftsgeschichte. Entziehen sich wirklich die Historiker dem Versuch, zum Begreifen der Wende von 1989 beizutragen? Gehören die Gesellschaftshistoriker zu den Verlierern der Wende? Ich möchte mich im folgenden mit drei Thesen auseinandersetzen, die in diesem Zusammenhang des öfteren formuliert werden.

1. These: Der Umbruch von 1989 hat die Grenzen der Struktur- und Prozeßgeschichte enthüllt und die Geschichtsmächtigkeit dramatischer Ereignisse und handelnder Persönlichkeiten demonstriert.

2. These: Der Umbruch von 1989/90 hat die Historiker in der Regel ebenso überrascht wie andere Zeitgenossen. Als Konsequenz daraus sollten sich die Historiker zukünftig einer neuen Bescheidenheit befleißigen und statt erklären zu wollen besser beschreiben, wie es eigentlich gewesen ist.

3. These: Was in den letzten Jahren in der Sowjetunion, im östlichen Europa, in Deutschland geschah, zeigt die geringe Reichweite sozialgeschichtlicher Erklärungen und spricht dafür, die Politikgeschichte ernster zu nehmen, als dies in den letzten Jahren bei uns geschehen ist.

Die drei Thesen hängen zusammen, doch sind sie verschieden. Die erste dreht sich um das Verhältnis von Struktur- und Prozeßgeschichte einerseits, Ereignis- und Handlungsgeschichte andererseits, um ein Problem, das sich sowohl in der Sozial-, wie in der Politik-, wie in der Kultur- oder Wirtschaftsgeschichte stellt und mit dem Verhältnis von Sozial- und Politikgeschichte nicht verwechselt werden darf. Die zweite These zieht eine methodologische Konsequenz aus der ersten, indem sie aus Prognosemängeln Erklärungsgrenzen folgert oder, entschiedener, aus der Unvoraussagbarkeit von Geschichte ihre Unerklärbarkeit. Die dritte handelt vom relativen Gewicht sozialer

und politischer, vielleicht auch sozial-ökonomischer und soziopolitischer Wirklichkeitsdimensionen und damit von den Folgen der Wende für die Sozialgeschichte.

I. Die erste These überzeugt mich nicht. Ich verstehe, daß man im Herbst 1989, von der Dramatik der überraschenden Ereignisse bewegt, die Ereignis- und Handlungsgeschichte erneut zum Zug kommen sah. Aber mittlerweile sieht das Drama von 1989 doch schon ziemlich anders aus. Man erlebt mit Überraschung, wie alte nationale Identitäten und Grenzen, regionale Traditionen und geopolitische Konstellationen, alte Bindungen und Leidenschaften im mittleren und östlichen Europa wieder hervortreten und politikmächtig werden. Auch ältere Traditionen der deutschen politischen Kultur scheinen keineswegs so gründlich verschwunden zu sein, wie man das als optimistischer Bundesrepublikaner in den letzten Jahrzehnten anzunehmen geneigt war. Man staunt, wie wenig die Jahrzehnte des Kommunismus auf vielen Gebieten geändert haben und wie wenig sich an manchen Strukturen trotz aller utopisch-revolutionären Veränderungsenergien und trotz der tiefen Einschnitte der jüngeren Zeitgeschichte gewandelt hat. Erfahrbar ist derzeit nicht so sehr die Macht großer Ereignisse, sondern die fortwirkende Kraft der Strukturen und Prozesse langer Dauer, der „longue durée“.

Zum andern: Man ist betroffen, wie wenig die reale Entwicklung seit 1989 den optimistischen Erwartungen und hochfliegenden Hoffnungen der Handelnden von 1989 entsprochen hat. Wieder einmal klappt ein tiefer Spalt zwischen Intentionen und Ergebnissen historischen Handelns. Ebendies ist die tiefste Begründung der Notwendigkeit von Struktur- und Prozeßgeschichte.

Schließlich: Niemand sollte die große Bedeutung der Entscheidungen und Handlungen eines Gorbatschow seit 1985 oder das Gewicht des Massenhandelns im Herbst 1989 leugnen. Aber will man begreifen, warum Gorbatschows Reformpolitik zu einem – überdies nicht intendierten – Systemwandel in der Sowjetunion führte und die Leipziger Demonstration vom 9. Oktober nicht nach dem chinesischen Modell niedergeschlagen wurde, dann reicht es natürlich nicht, dieses Handeln nach zugrundeliegenden Erwartungen, Absichten und Erfahrungen zu analysieren, sondern dann muß man die Konstellationen entschlüsseln, in denen dieses Handeln ablief: Konstellationen, deren Sinn sich nur im tiefen historischen Rückgriff erschließt und nur dann, wenn man bereit

ist, breite, nicht zur Gänze erfahrbare Zusammenhänge ernstzunehmen, also Struktur- und Prozeßgeschichte zu treiben.

Im Licht der jüngsten Erfahrungen gewinnt also nicht, wie manche im Herbst 1989 meinten, die Ereignis- und die Erfahrungsgeschichte, sondern vielmehr die Struktur- und Prozeßgeschichte an Gewicht und Plausibilität. Es wäre nicht die erste Revolution, die den Blick auf die Strukturen langer Dauer lenkte. Tocqueville wurde auf dieser Konferenz bereits zitiert.

Allerdings kann man so nur argumentieren, wenn man einen bescheidenen, undogmatischen Begriff von Struktur- und Prozeßgeschichte vertritt. Ein solcher empfiehlt sich in der Tat. Man muß sich schon eingestehen – das entspricht der Erfahrung und läßt sich auch theoretisch begründen –, daß einzelne Ereignisse, Handlungen und Personen aus den sie bedingenden, ihnen vorausliegenden Strukturen und Prozessen nicht abgeleitet werden können, vielmehr umgekehrt auf diese Einfluß nehmen können. Es bleibt in aller Regel ein Hiatus, ein nicht aufgehender Rest zwischen einzelner Ereignis und den es bedingenden Strukturen und Prozessen. Das gilt für den Schwarzen Freitag an der Börse ebenso wie für den Ausbruch eines Krieges oder das Ereignis der Entstehung eines Individuums.

II. Damit bin ich bei der zweiten These, der vom angeblichen Zusammenhang zwischen Unvoraussagbarkeit und Unerklärbarkeit. Auch diese These überzeugt mich nicht recht.

Im Ernst wird niemand den Historikern vorhalten, daß sie 1989 nicht exakt prognostizierten. Aber vorhalten kann man ihnen, daß die meisten von ihnen nicht einmal die *Möglichkeit* dessen, was dann geschah, für die absehbare Zukunft bedachten und einrechneten. Warum wurde man so überrascht, und was folgt daraus für die Möglichkeit und Grenzen strukturhistorischer Erklärung von Umbrüchen, Ereignissen und Handlungen? Ich versuche drei Teilantworten.

I. Es gab systematische Verzerrungen bei der Einsicht in die tatsächlichen Zustände der „realsozialistischen“ Systeme, besonders der DDR. Die Quellen dieser Verzerrung lassen sich in der Rückschau immer klarer erkennen: zum einen die systematisch geschönte Selbstdarstellung der DDR, mit der sie sich am Ende wohl selbst betrog; zum andern historisch-politisch bedingte Wahrnehmungsfehler auf unserer Seite, sei es im Sinne von Wünschen als Vätern der Gedanken, sei es als Überschätzung der aus dem Osten drohenden Gefahr im Zuge des System-

konflikts. Ich glaube, daß dies nur ein besonders krasser Fall einer generellen Problematik war, nämlich der, daß Historiker hinsichtlich ihrer Gegenwart vor allen Dingen Zeitgenossen sind, und Zeitgenossen mit großer Wahrscheinlichkeit die Welt, deren Teil sie sind, nur unvollkommen durchschauen, aufgrund von Informationsmangel und Befangenheit. Erst aus der Rückschau – nach vielen Recherchen, in Kenntnis der Folgen, aus gewisser, die Befangenheit abschwächender Distanz – wird die Durchsicht wahrscheinlicher, und eben deshalb folgt aus der mangelnden Gegenwartskenntnis des Historikers nicht seine Unfähigkeit zu historischer Erklärung.

2. Mindestens ebenso wichtig dürfte gewesen sein, daß in den Jahren um 1990 etwas historisch sehr Unwahrscheinliches geschah, jedenfalls geschehen zu sein scheint. Während Imperien in aller Regel entweder blutig und schnell oder weniger gewaltsam, dann aber nur sehr langsam vergehen, brach die Sowjetunion schnell und einigermaßen friedlich zusammen, jedenfalls bisher. Aufgrund historischer Erfahrung war das nicht zu erwarten. Gerade wenn man aus der Geschichte zu lernen versuchte, sah man sich getäuscht. Übrigens ist der Prozeß noch nicht zu Ende. Es könnte sein, daß man im Jahre 2000 weiß, daß man sich vor 1989 weniger verrechnet hat als man 1992 glaubte. Ich hoffe es nicht.

3. Schließlich muß man jedoch einräumen, daß man 1989/90 erfahren konnte, was man theoretisch wußte oder doch wissen konnte. „Etwas historisch erklären“ heißt eben nur ganz selten oder nie: „etwas als notwendig ableiten“. Vielmehr trägt man, wenn man historisch erklärt, möglichst hinreichende, möglichst gewichtige Erklärungsfaktoren zusammen, man kreist das Explanandum so eng wie möglich ein und erklärt damit, warum, was passierte, möglich und wahrscheinlich war, nicht aber, daß es notwendig so kam. Die Struktur der historischen Erklärung ist so, daß die Möglichkeit der Überraschung bleibt.

III. Schließlich zur dritten These. Bedeutet 1989 einen Bodenverlust für die Sozialgeschichte? Ich glaube das nicht. Aber anstatt dies nunmehr im einzelnen zu erläutern – was vielleicht niemanden so recht interessiert und was auch z.T. die Schlachten von gestern auffrischen heiße –, möchte ich fragen, was denn 1989ff. für die Sozialgeschichte an Änderungen gebracht hat, bringt oder bringen könnte. Denn spurlos wird dieser große Umbruch nicht vorbeigehen an der Art, in der wir Geschichte schreiben, und damit auch nicht an der Art, in der Sozialgeschichte betrieben wird. Dazu seien nur einige Überlegungen geäußert:

I. Die Erfahrung der letzten Jahre ist sicherlich verschieden deutbar. Aber unübersehbar und sehr erlebbar scheint mir seit 1989 die ausgeprägte Bedingtheit, ja Abhängigkeit der sozialen Verhältnisse, des Alltagslebens, der Lebenswelt und der Kultur von der Politik, und zwar von der Politik in ihren großen nationenübergreifenden Zusammenhängen. Der Zusammenbruch des Sowjetreichs und des Kommunismus, die staatliche Vereinigung Deutschlands und die damit erst richtig beginnende Vereinigungskrise, die teils schon blutigen Konflikte in Osteuropa und die Renaissance des Nationalismus nicht nur dort, das sind politische Vorgänge, die sicherlich vielfältig durch soziale und kulturelle Faktoren bedingt sind, die aber, und das möchte ich jetzt betonen, unsere soziale Situation, Kultur und Weltsicht einschneidend beeinflussen. Die Macht der großen politischen Zusammenhänge ist gegenwärtig massiv erfahrbar, und zwar als besorgniserregende Krise. Nimmt man das ernst, dann folgt zum einen, daß Sozialgeschichte *with politics left out* zukünftig noch weniger überzeugend sein dürfte als bisher. Zum anderen dürfte der Bedarf an *Zusammenhangserkenntnis* noch dringender und die Beschränkung auf bloße Mikrogeschichte ohne allgemeine Fragestellungen zukünftig noch unbefriedigender sein. Und schließlich könnte sich aus der verbreiteten Unsicherheits- und Krisenerfahrung, soweit sie nicht als Resignation oder Flucht und Zynismus verarbeitet wird, neuer Bedarf an politisch-moralischem Engagement der Geschichtswissenschaft ergeben und damit noch mehr Skepsis gegenüber der spielerischen Ästhetisierung der Geschichtskultur, wie sie sich seit einigen Jahren auch hierzulande abzeichnet, weniger in den Werken der Wissenschaftler als im Kulturbetrieb, doch auch nicht ganz ohne Einfluß auf die historiographische Praxis. Es könnte also sein, daß das, was man politische Sozialgeschichte nennt (nicht Politikgeschichte), daß politische Sozialgeschichte mit aufklärerischem Engagement und Interesse an großen Zusammenhängen neu an Boden gewinnt, gleichsam als Folge einer post-postmodernen Wendung. Die Sozialgeschichte des Nationalismus, die Sozialgeschichte der Bildung und des Niedergangs von Staaten, die Sozialgeschichte des Rechts, der Macht und der Demokratie, das wären lohnende Themen in dieser Perspektive.

Politische Sozialgeschichte, damit meine ich eine Variante der Sozialgeschichte, die vor allem nach den sozialen Bedingungen und Folgen politischer Strukturen, Prozesse und Entscheidungen fragt. Politische Sozialgeschichte hat bekanntlich für den Aufstieg der Sozialgeschichte

in der Bundesrepublik in den späten 60er und frühen 70er Jahren eine sehr große Rolle gespielt. Allerdings ist eine Rückkehr zu dieser politischen Sozialgeschichte der späten 60er und 70er Jahre unwahrscheinlich. Die politische Sozialgeschichte der 90er Jahre wird vielmehr die kulturelle Dimension, das kulturelle und soziale Wissen, die Lebensformen und die Deutungen der Menschen als politikbedingende und politikbeeinflusste Momente ernstnehmen und überhaupt der Geschichte der Erfahrungen und Erwartungen viel Gewicht einräumen: ein wichtiges Ergebnis des letzten Jahrzehnts, teilweise auch ein produktives Ergebnis der alltagsgeschichtlichen Herausforderung.

2. Wie die relative Erfolgsgeschichte der alten Bundesrepublik von der gleichzeitigen Existenz der DDR abhängiger gewesen sein könnte, als man lange sah, so könnte die bundesdeutsche Sozialgeschichte mehr durch ihre Auseinandersetzung mit der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft der DDR geprägt worden sein als uns bewußt war. In der Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichtswissenschaft entwickelte die bundesdeutsche Sozialgeschichte einige ihrer Schwerpunkte, Fragestellungen und Konzepte. An der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte ließe sich das zeigen, auch an der Geschichte von Reformation und Bauernkrieg und ihrer Auseinandersetzung mit der marxistisch-leninistischen These von der frühbürgerlichen Revolution, wohl auch an sozialgeschichtlichen Interpretationen des deutschen Nationalsozialismus als einer Variante des Faschismus.

Die Hinwendung zu Max Weber war zweifellos nicht nur und auch nicht primär eine Reaktion auf die marxistische Herausforderung. Doch war die Auseinandersetzung mit DDR-marxistischen Theorien immer ein wichtiger Teil, auch ein produktiver Anreiz zur eigenen Theorie- und Begriffsbildung. Nur auf deutsch gab es nebeneinander eine ausgewachsene marxistisch-leninistische Historiographie und eine sogenannte „bürgerliche“. Dieser Gegensatz in ein und derselben Sprachkultur färbte beide deutsche Geschichtswissenschaften. Zwar war der Einfluß der westdeutschen auf die ostdeutsche Geschichtswissenschaft viel gewichtiger als umgekehrt, aber auch die westdeutsche Geschichtswissenschaft bezog aus diesem spannungsreichen Wechselverhältnis Anregungen und Eigenarten. Das ist vorbei. Was es im einzelnen bedeutet, ist schwer abzuschätzen, aber es wird nicht ohne Wirkung bleiben.

3. Was könnte sich noch ändern als Folge der großen Wende, die wir erlebt haben? Zweifellos wird die Zäsur von 1917, soweit sie für Histo-

riker eine große Rolle spielte – und das hat sie nicht nur innerhalb des marxistisch-leninistischen Lagers –, an Bedeutung zurücktreten. Man hört ja manchmal die These, das 20. Jahrhundert war kurz, denn es habe nur von 1917 bis 1989 gedauert. Ich halte das für übertrieben: was den Beginn angeht aus dem eben angedeuteten Grund, und was das angebliche Ende um 1989 betrifft, könnte es sich um ein vorschnelles Urteil über das Ende einer Epoche der großen Kriege und Unterdrückungen handeln. Wer kann die Zukunft in dieser Hinsicht prognostizieren?

Es könnte sein, daß nach 1989 das Interpretament des „deutschen Sonderwegs“ an Bedeutung verliert. Diese Tendenz ist über die letzten Jahre ohnehin schon zu fühlen gewesen, Thomas Nipperdey hat dazu früh kritische Anmerkungen gemacht. Es könnte sein, daß die große Wende von 1989 ff. zwar die Erinnerung an die große Wende von 1945 ff. nicht gänzlich verdeckt und verschüttet, aber überlagert und in den Hintergrund rückt. In dem Maß, in dem das passiert, könnte es sein, daß die Phase von 1933 bis 1945 an Gewicht für die Interpretation der neueren deutschen Geschichte verliert, wohingegen diese Jahre eine Schlüsselzeit für die Sicht der neueren deutschen Geschichte als „Sonderweg“ dargestellt haben. Ohnehin entsprach die Interpretation der neueren deutschen Geschichte als „Sonderweg“, als „German divergence from the West“, den Erfahrungen und dem Selbstverständnis westlich orientierter Bundesrepublikaner, die hofften und glaubten, daß dieser Sonderweg im größten Teil Deutschlands nach 1945 sein Ende gefunden hatte. Der Beitritt von 16 Millionen Deutschen mit ganz anderen Erfahrungen und Identifikationen ändert da manches. Was West und was Ost ist, verschiebt sich überdies. Mit dem Koordinatensystem ändern sich die historiographischen Interpretationen. Und wie fest das neue Deutschland im Westen wirklich verankert ist, wird sich erst zeigen.

Die große Wende von 1989/90 beeinflußt die Fragen, Begriffe und Interpretationen der Historiker – auch der Sozialhistoriker – sicherlich noch in anderer Weise. Ändert sich nicht schon längst die kapitalismuskritische Note, die vielen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten eigen war? Läßt sich nicht längst eine Verschiebung von kapitalismus- zu zivilisationskritischen Sichtweisen beobachten, die durch „1989“ beschleunigt wurde? Und wie steht es mit dem nationalgeschichtlichen Paradigma? Auch die nationskritischsten Historiker haben es hierzulande in der Vergangenheit selten verlassen. Das gilt auch für die Sozial- und Gesellschaftsgeschichte. Selbst die Komparatisten

setzten es meistens voraus. Nach der Wiederherstellung des deutschen Nationalstaats und der generellen Bekräftigung des Nationalstaatsprinzips in den letzten Jahren dürfte es an Selbstverständlichkeit weiter gewinnen. Genaueres läßt sich derzeit nicht sagen. Man ist noch zu nah dran. Die Geschichte der Sozialgeschichte scheint derzeit offener als früher.

Gerald D. Feldman
Ende der Geschichte?

Groß war meine Überraschung, als ich zum zweiten Mal dazu aufgefordert wurde, Probleme in der gegenwärtigen Geschichtsschreibung zu kommentieren. Vielleicht erinnern sich die Kollegen, die an unserem ersten „historiographischen“ Kolloquium teilnahmen, daß ich mich damals in einem scharfen und sehr kritischen Ton zu den „Trends und [der] ‘Trendiness’ in der amerikanischen Geschichtswissenschaft“ – so der Titel meines Referats – äußerte. Vier dieser Trends schienen mir besonders bemerkenswert: Die amerikanische Historikerzunft, behauptete ich, werde zunehmend vom Dekonstruktivismus und der Postmoderne dominiert; besondere Interessengruppen – womit ich Feministinnen, Homosexuelle und ethnische Gruppen meinte – sähen es als ihr Recht an, die Geschichte nach ihrem Bilde umzuschreiben; Fakten und Fiktionen würden in verwirrendem Maße durcheinandergewürfelt; und – um vielleicht den übelsten aller Trends zu nennen – die objektiven und erkenntnisleitenden Grundsätze der Wissenschaft und die Suche nach der Wahrheit würden im Namen politisch korrekter Verhaltensweisen – das Phänomen ist bei uns als „political correctness“ bekannt – in Frage gestellt. Und nun, nachdem ich all dies offen kritisiert und zugleich Fragen aufgeworfen hatte, die in den letzten vier Jahren in der amerikanischen Historikerzunft und Politik intensiv diskutiert wurden, erhalte ich diese Aufforderung, abermals Kopf und Kragen zu riskieren.

Warum aber auch nicht? Trotzdem, um dies deutlich vorweg zu sagen, habe ich nicht vor, in die Rolle eines akademischen oder historiographischen Spenglers zu schlüpfen. In der Weimarer Zeit zeigten führende Industrielle eine besondere Vorliebe für diesen Propheten der Düsterei und des Untergangs. Sie luden ihn oft zu sich ein und wurden so regelmäßig in ihrem eigenen Pessimismus bestätigt. Sie machten damit kein gutes Geschäft, auch für die Wirtschaft war der Pessimismus schlecht. Wie dem auch sei, heutzutage sollten wir lieber Optimisten sein.

Angeblieh sind wir, um mit Fukuyama zu reden, am *Ende der Ge-*

schichte angelangt: Der Faschismus ist niedergeschlagen, der Kommunismus zusammengebrochen; der demokratische Liberalismus hat triumphiert, das Zeitalter der ideologischen Kriegführung ist vorbei, die Menschheitsgeschichte hat ihr Ziel erreicht. Was scheinbar übrigbleibt, ist das ewige Ringen um Anerkennung, *Thymos* im Griechischen, das heißt, um Selbstachtung, Würde und Selbstwertgefühl. Dieses Ringen um *Thymos* kann aber auch zu Verhaltensweisen führen, die irrational, widerwärtig oder kriegerisch sind und von einzelnen Personen, Sozialgruppen oder Nationen angenommen werden. Hiermit wäre auch das Quellenmaterial geliefert, womit sich die Historiker beschäftigen. Doch mit der „grande histoire“ hat es inzwischen aufgehört: Stattdessen kann nun die „petite histoire“ bis zum Ende der Zeit geschrieben werden. In dieser Hinsicht hat Fukuyama, wie ein Rezensent scharfsinnig formuliert, etwas mit den postmodernen Historikern gemeinsam. Während diese ohnehin bestreiten würden, daß es eine „grande histoire“, ein großes Design, gibt und sowohl den Konservatismus als auch den Optimismus eines Fukuyama ablehnen, haben die Postmodernen und Fukuyama ein Gefühl für die Zusammenhanglosigkeit und Unterbrechung der Geschichte gemeinsam. Wenn der Gegenstand der Geschichte, sofern sie überhaupt einen hat, nichts anderes ist als der Nachweis menschlichen Ringens um Anerkennung, warum sollte dann nicht die Geschichtsschreibung selber dieses Ringen reproduzieren, indem sie vor allem lediglich spezifische kulturelle Phänomene, den Feminismus etwa oder den Multikulturalismus, zum Ausdruck bringt? Eine derartige Interpretation ließe sich auf die Argumente der führenden amerikanischen Vertreterin feministischer Geschichtsschreibung, der Professorin Joan Scott vom Princeton Institute for Advanced Study, übertragen. In einem kürzlich veröffentlichten Aufsatz besteht sie darauf, erinnernd an die Argumentationsweise von Foucault, daß der Kampf um das Wissen ebenso wie die Formen des Wissens ausschließlich politisch bedingt seien. Aus diesem Grund sähen sich die Minderheiten, Frauen etwa oder bestimmte ethnische Gruppen, veranlaßt, dagegen zu protestieren, daß ihre eigene Geschichte in historischen Allgemeindarstellungen allerhöchstens nur sehr knapp gestreift wird. In einer der Hauptveröffentlichungen des Amerikanischen Historikerverbandes schreibt Joan Scott: „Da Politik und Krieg den Schwerpunkt wichtiger historischer Ereignisse bilden, so mutmaßen die Frauen, werden die Aktivitäten und Verdienste eines Großteils der Bevölkerung verkleinert ... [Frauen] behaupten, daß die Interessen von weißfarbigen

Männern (white males) dadurch gefördert würden, daß ihr Werdegang als der historisch typische – aus diesem Grund auch der bedeutendere als der [Werdegang] anderer – aufgefaßt wird.“ Die Frage von Herrn Vierhaus, ob „die moderne Dominanz der sog. Strukturgeschichte, der Sozial- und Kulturgeschichte“ und der Alltagsgeschichte und „die moderne Geringschätzung der Ereignisgeschichte, der Politikgeschichte, der Rolle von Persönlichkeiten und politischen Eliten [nicht] dazu beigetragen hat, ... die Bedeutung politischer Veränderungen“, Ereignisse und Entscheidungen „zu wenig zu beachten“, diese Frage würde Frau Scott mit einem lautstarken 'nein' beantworten. Viele andere würden ihr beipflichten. Sehr stolz äußerte kürzlich eine meiner Kolleginnen mir gegenüber – offensichtlich ohne meinen zutiefst erschrockenen Gesichtsausdruck beachtet zu haben –, daß sich keine einzige Dissertationsarbeit unter ihrer Aufsicht mit politischen Entscheidungsprozessen befasse.

Derartige Erklärungen bedeuten buchstäblich – jedenfalls nach meiner Auffassung – das Ende der Geschichtswissenschaft als ernsthaftem Tätigkeitsfeld. Auch würde es mich nicht überraschen, wenn Historiker und Historikerinnen, die von solchen oder ähnlichen Ansichten wie denen meiner Kollegin überzeugt sind, nicht in der Lage wären, sich oder ihre Studenten für die großen politischen Veränderungen zu wappnen. Allerdings messen „Postmodernisten“, Mentalité-Enthusiasten sowie Alltags- und Kulturhistoriker den großen Ereignissen ohnehin wenig Wert bei. Deshalb wäre es auch nicht richtig, sie für die Unterlassung oder Geringschätzung einschneidender politischer Aspekte, die sie von vornherein nicht berücksichtigen, zu kritisieren. So ist zum Beispiel für viele postmoderne Sozial- und Kulturhistoriker das Ereignis des Mauersturzes von geringfügigerer Bedeutung als die Misere der DDR-Frauen mit Kleinkindern, die plötzlich keine Kinderkrippen mehr zur Verfügung haben. Die Schuld für den Sturz des „realexistierenden“ Sozialismus wird dem Stalinismus zugeschoben und das auf den Faschismus und Nationalsozialismus angewendete Erklärungsmodell scharf kritisiert, während die strukturellen Wechselbeziehungen zwischen dem Stalinismus, Leninismus, Marxismus und – natürlich – auch dem Sozialismus andererseits abgelehnt werden. Man ist eigentlich weniger an der Frage interessiert, wie und warum der Sozialismus zusammengebrochen ist, als an der Chance, eine antikapitalistische und antimoderne Haltung zu demonstrieren.

Bei aller Kritik freilich muß man diesen postmodernen bzw. post-

strukturellen Historikern eines zugestehen: Oft sind sie es, die sich bedeutenden Fragen zuwenden, die von den konventionelleren Sozial- und Wirtschaftshistorikern – ob sie nun der sogenannten Bielefelder Schule angehören oder Politikgeschichte betreiben – eher vernachlässigt werden. Strukturhistoriker zum Beispiel integrieren in ihren Analysen mit Erfolg auch Themen über Frauen und Minderheitsgruppen. Weniger überzeugend ist ihre Deutung von Phänomenen wie Nationalismus, ethnischem Konflikt oder religiösem Fundamentalismus. Auch wenn sich ihre Analyse an das Webersche Modell hält, neigen sie dazu, solche Phänomene als Sekundärphänomene zu betrachten, die – eher im Stil der marxistischen Erklärung – die zugrundeliegenden sozialen und wirtschaftlichen Zustände reflektieren. Im allgemeinen sind Strukturhistoriker am erfolgreichsten, wenn sie die Voraussetzungen beschreiben, die das Funktionieren der Gesellschaft bedingen und bestimmte Ergebnisse ermöglichen. Allerdings vermag ihr methodischer Ansatz die Ergebnisse selbst, das heißt, den Ablauf von Ereignissen und die Rolle der Persönlichkeiten in einer bestimmten Krise, einfach nicht zu erklären. Hierin liegt die offensichtliche Stärke traditioneller Politik- und Allgemeinhistoriker, obwohl diese dazu neigen, die „Fakten“ als Selbstverständlichkeiten aufzufassen. Mit anderen Worten: Lediglich die Bedeutung nationalistischer Bewegungen, religiöser Motivationen oder ethnischer Identitäten festzustellen, heißt noch nicht, daß man sie auch gedeutet hat.

Der Grund, warum die Historiker und Historikerinnen sich selbst und die Öffentlichkeit so schlecht auf 1989 vorbereitet haben, läßt sich vielleicht darin finden, daß sie sich an Methodologien und Positionen festklammerten, die gegen jeglichen „common sense“ verstießen. Die Folge davon war eine Reihe übertriebener methodologischer Konfrontationen: Narrative versus Strukturgeschichte, Sozial- versus Politikgeschichte, Primat der Innenpolitik versus Primat der Außenpolitik, Intentionalismus versus Funktionalismus. Interessant wäre in dieser Hinsicht auch, der Frage nachzugehen, inwieweit unsere Geschichtsschreibung von der marxistisch-leninistischen bedingt wurde, mit der Folge, daß wir unsere gegensätzlichen Theorien hart aufeinanderprallen ließen. So stießen der „organisierte Kapitalismus“ mit dem Stamokap, der Totalitarismus mit der Faschismustheorie, die Arbeitergeschichte mit der Unternehmensgeschichte usw. zusammen. In der Tat ist die Sache so, daß unsere historischen Debatten und unsere Positionen in den letzten 45 Jahren von den Erfahrungen des Nationalsozialismus und vom

Kommunismus bestimmt worden sind. Wie die Regierungen oder Geheimdienste haben auch die Historiker, ob bewußt oder unbewußt, Verwendung für den Kommunismus und den Kalten Krieg gefunden, um ihren Debatten Struktur zu geben. Unter diesen Bedingungen überrascht es nicht im mindesten, daß uns die Ereignisse unvorbereitet getroffen haben und sich unsere Erklärungsmodelle in der gegenwärtigen Situation als unzureichend erwiesen haben.

Unser augenblickliches Problem wird nicht dadurch gelöst, daß wir alle bestehenden Erklärungsmodelle über Bord werfen oder neue und zweifelhafte entwickeln. Wir sollten vielmehr versuchen, aus unseren gegenwärtigen Erfahrungen zu lernen, was für Historiker und Historikerinnen freilich keine unvernünftige Erwartung ist. Die Diskreditierung von Rassen- und Sozialutopien in Europa zwischen 1933 und 1989 schließt nicht aus, daß sich neue ideologische Verrücktheiten in Europa oder anderswo breitmachen. Auch sei daran erinnert, daß der erste große Triumph der liberalen Demokratie nicht erst 1989 gefeiert wurde. Es gab ihn bereits 1918, und wir können nur hoffen, daß sich der zweite Triumph als erfolgreicher erweist als der erste.

Ich möchte in der Tat dafür plädieren, daß wir uns – mit der endgültigen Niederlage des Kommunismus und Marxismus – jetzt ernsthaft den Problemen des Kapitalismus und der liberalen Demokratie zuwenden, denn schließlich sind diese das einzige, was uns übriggeblieben ist. Der Niedergang des Kommunismus meint nicht das Ende der Geschichte, als vielmehr das Ende eines miserablen Experiments, das 1917 in der tiefsten Provinz Osteuropas gestartet wurde und auf einer Ideologie des 19. Jahrhunderts basierte. Auch die Ereignisse im Jahre 1989 signalisieren nicht zwangsläufig das Ende des 20. Jahrhunderts als historische Epoche. Sicherlich waren 1789 und 1989 Wendepunkte, genauso wie 1815 und 1914, aber auch 1648 war einer. Würden wir deshalb behaupten, daß 1648 das Ende des 17. Jahrhunderts markierte? Diejenigen, die im Jahre 2025 in diesem Zimmer konferieren, werden es leichter haben, festzustellen, welche Zeitperiode mit dem Jahre 1989 aufhörte und welche einen neuen Anfang bildete.

Gleichwohl erfordert die Lage seit 1989 von uns, daß wir den historischen Diskurs umgestalten. Sie erfordert auch, daß wir viel bewußter den Versuch machen, Begriffe wie „die offene Zukunft“ der Geschichte von Thomas Nipperdey oder „die Offenheit der Geschichte“ von Herrn Vierhaus in unsere Debatten einzubeziehen und in aller Ernsthaftigkeit in die Praxis umzusetzen. Zwar sind es die eigentlichen Realitäten der

zeitgenössischen Welt, die zwangsläufig den Ausgangspunkt für unsere Forschungsarbeit, vor allem in der Zeitgeschichte, bilden; trotzdem muß es unser Hauptziel sein, die historischen Argumente in der Weise zu strukturieren, daß wir auf der einen Seite der Vergangenheit historisch gerecht werden, das heißt, Anachronismen vermeiden, und auf der anderen Seite die Ereignisse der Gegenwart und Zukunft im Rahmen der Vergangenheit begreiflich machen.

Hier spreche ich bewußt von Ereignissen, und im besonderen von politischen Ereignissen. Dies mag sich altmodisch anhören, doch ich denke, wir laufen mehr denn je Gefahr, ein Babel zu konstruieren, in dem eine beträchtliche Anzahl interessanter und auch nicht so interessanter Themen und Probleme untersucht wird, ohne daß je ein Gefühl ihrer Zusammenhänge und, was noch wichtiger ist, ihrer letztendlichen Bedeutung, vermittelt wird. Das Potential, die Geschichte zu trivialisieren, war noch nie so groß wie heute. Aus drei Gründen müssen die großen politischen Ereignisse und die historischen Wendepunkte das definierende Moment für die Historiker bleiben. Erstens sind sie es, die das Schicksal und die Zukunft einer Höchstzahl von Menschen, die in Nationen und anderen Kollektiven organisiert sind, bestimmen. Auch wenn die Zahl der Handelnden am großen politischen Geschehen manchmal begrenzt ist, so involvieren solche Ereignisse, sowohl in ihrem Ursprung wie in ihren Konsequenzen doch immer auch die Masse der Gesellschaft. Unser klassisches Periodisierungsmodell kommt nicht von ungefähr, und es gibt gute Gründe, sich darauf zu beziehen: 1648, 1789, 1914, 1933, 1945 und jetzt auch 1989. Natürlich sind andere Modelle für besondere Disziplinen, etwa die Wirtschaftsgeschichte, ebenso nützlich und maßgebend.

Und nun zu meinem zweiten Punkt: Es sind genau die großen Ereignisse und die politische Bühne, auf der sie sich abspielen, die uns dazu zwingen, die Offenheit der Geschichte, die Rolle der Kontingenz, mit der Wichtigkeit historischer Persönlichkeiten und der Bedeutung der menschlichen Freiheit zu konfrontieren.

Und zu meinem dritten Punkt wäre zu sagen, daß die restriktiven Bedingungen, die die menschliche Selbständigkeit begrenzen, in Zeiten großer politischer Umbrüche am offenkundigsten werden, mit anderen Worten, daß dann die sozioökonomischen Strukturen, Glaubenssysteme und politischen Kulturen in Erscheinung treten und den Parametern, innerhalb derer sich die Ereignisse abspielen, ihren Umriß geben.

Ich argumentiere nicht – und dies möchte ich betonen – gegen Spe-

zialgebiete – gegen Geistes-, Kultur-, Mentalité-, Sozial-, Wirtschafts-, Alltags-, Frauengeschichte usw. Meine Kritik richtet sich vielmehr gegen die wachsende Ablehnung der Möglichkeit, historische Synthesen – „master texts“ – anzufertigen, und gegen die Politisierung, die auf viele historische Spezialgebiete übergreift. Warum soll Sozialgeschichte, und im besonderen die Geschichte der Arbeiterbewegung, mit „rot“ assoziiert sein? Warum Alltagsgeschichte oder historische Untersuchungen über die Umwelt mit „grün“? Warum Politikgeschichte und Geschichte der Außenpolitik mit „schwarz“ oder mit „traditionalistisch“? Die Antwort freilich liegt darin, daß die Autoren der zuvor erwähnten Typen der Geschichtsschreibung diese oft als Instrument ihres persönlichen und politischen Programms auffassen und nicht als historische Betrachtungsweisen, die in einen breiten Kontext integriert werden müssen. Gibt es einen einleuchtenden Grund, warum die auf die Arbeitergeschichte spezialisierten Historiker stets auch Parteigänger für die Arbeiterschaft sein müssen? Ist es nicht vorstellbar, daß so manche Lohnerhöhungen das Maß stark überschreiten? Es ist merkwürdig, inwieweit die Borchardt-Debatte über die Rolle der Kosten und Löhne in der Weltwirtschaftskrise ausschließlich von Wirtschafts- und einigen Politikhistorikern der Weimarer Republik geführt worden ist. Desgleichen kann auch von der Debatte über die These der sogenannten freiwilligen Arbeitslosigkeit in Großbritannien behauptet werden. In der Tat ist mit der zunehmenden Diskreditierung des Marxismus und der Infragestellung des Keynesianismus ein gewisser Rückzug aus den Wirtschaftswissenschaften und der Wirtschaftsgeschichte auf der Linken zu beobachten, ein Charakteristikum, das vormals eher auf die sogenannte herkömmliche Historiographie der Rechten zutraf. Die Wirtschaftswissenschaften werden von irgendwelcher Seite immer wieder als die „düstere Wissenschaft“ angesehen, und aus diesem – obschon nicht dem wichtigsten – Grund müßten sie von den Historikern in höherem Maße berücksichtigt werden. Der wichtigste Grund ist freilich, daß das Schicksal und die Wohlfahrt einer Gesellschaft unweigerlich mit der Entwicklung der Produktionskräfte verquickt sind. Der Zusammenbruch der Sowjetunion und des sozialistischen Systems, zum Beispiel, demonstrierte nicht nur die Unabdingbarkeit der Marktwirtschaft, sondern auch das Endergebnis einer Gesellschaft, die – aus politischen wie wirtschaftlichen Gründen – den technologischen Prozeß, in diesem Fall die Computer- und die Informationsrevolution, nicht integrieren konnte. Die derzeitigen Probleme Westeuropas und der Vereinigten Staaten veran-

schaulichen in hervorragender Weise die grundsätzliche Bedeutung der Wirtschaft für die politischen und sozialen Prozesse der modernen Welt. Ich wüßte nicht, wie wir eine Geschichtsschreibung, in der die Wirtschaft unberücksichtigt bleibt, weiterhin unterstützen können.

Dies soll nicht als Argument für den homo oeconomicus, den allein von der Wirtschaft bedingten Menschen, aufgefaßt werden. Die gegenwärtigen Explosionen ethnischer, konfessioneller und nationaler Rivalitäten haben mit Sicherheit soziale und wirtschaftliche Wurzeln. Doch niemand würde in Frage stellen, daß hier tiefgreifende Antagonismen in Erscheinung treten und daß in den Konflikten auf dem Balkan, in der ehemaligen Sowjetunion und der islamischen Welt fundamentale Identitäts- und Kulturfragen mitwirken. Das gleiche gilt für den Ausbruch regionaler Konflikte in Europa und anderswo. Auch sind die mit den ethnischen Migrationen verbundenen Spannungen in der westlichen Welt von einer neuen Ordnung. Im allgemeinen hat sich in den Kulturen unserer westlichen modernen Gesellschaften ein qualitativer Wandel vollzogen, der das Ergebnis der Massenmedien, der Geschlechterrevolution, der Verbreitung des Wohlstandes und der erhöhten Mobilität darstellt. Das zunehmende Interesse an der Kulturgeschichte reflektiert diesen Zustand. Die große Frage ist folgende: Welche Art der Kulturgeschichte entsteht hier, was werden ihre erkenntnisleitenden Interessen sein, oder werden solche überhaupt existieren? Daß die Fragmentierung der Geschichtswissenschaft in höchstem Maße zunimmt, ist in meinem Land zur offenkundigen Gefahr geworden. Das gleiche gilt für die fortlaufende Produktion einer dem Eigeninteresse dienlichen sowie ideologisch ausgerichteten wehevollen Geschichtsschreibung: in der Tat, Geschichte wird auch erfunden. Das groteskste Beispiel der aus dieser Situation entstehenden Folgen ist die Zahl ethnischer und anderer Gruppen, etwa Homosexueller, die behaupten, Genozid- und Holocaustopfer zu sein. Die letztendliche Konsequenz des allgemeinen Gebrauchs dieser Terminologie und deren nicht seltener Mißbrauch werden die Homogenisierung des Schreckens und der Verlust der Fähigkeit sein, Unterscheidungen zu treffen und rationale Vergleiche zu erstellen. Diese Schwäche ist bereits im Historikerstreit offenkundig geworden.

Die abschließenden drei Thesen sollen dazu dienen, unserer Diskussion einen Fokus zu verleihen. Zum ersten haben die kürzlichen Ereignisse nicht – im Sinne von Fukuyama – irgendein Ende der Geschichte herbeigeführt. Die großen Fragen, die von beachtlichem ideologischen Inhalt sein könnten, stehen uns noch bevor: So die Spannung zwischen

den zentrifugalen und den zentripetalen Kräften, die zur Zeit eine so beachtliche Rolle in nationalen und internationalen Beziehungen spielt; der Konflikt zwischen nationaler und konfessioneller Identität auf der einen Seite und der wirtschaftlichen Rationalität auf der anderen; das Verhältnis zwischen der entwickelten und der unterentwickelten oder der sich entwickelnden Welt; die Suche nach einem Gleichgewicht zwischen dem Eigennutz, der für den wirtschaftlichen Fortschritt notwendig ist, und dem Gemeinnutz, der für den menschlichen Wohlstand und für den Umweltschutz innerhalb und zwischen den Nationen notwendig ist.

Einleuchtender ist Fukuyamas Argument – dies zu meinem zweiten Punkt –, daß die Alternativen zu einer liberal-demokratischen Ordnung und der Marktwirtschaft diskreditiert worden sind. Wir müssen endlich erkennen, daß die liberale Demokratie und der Kapitalismus moralische Werte darstellen, die unsere Arbeit, an der wir alle ein echtes Interesse haben, unterrichten. Dies meint nicht das Ende, als vielmehr den Anfang unserer Probleme, da wir uns nicht länger damit beschäftigen, diese Werte zu verteidigen oder abzulehnen. Wir sind vielmehr daran interessiert, zu untersuchen, wie die liberale Demokratie und der Kapitalismus eigentlich funktionieren oder zu ergründen, warum sie nicht funktionieren. Solche Werte stehen der Objektivität nicht im Wege, sondern sie machen diese geradezu erforderlich.

Und schließlich ist es nicht notwendig, daß wir die Geschichte umschreiben. Wir sollten sie viel inklusiver gestalten, und zu diesem Zweck müssen wir unser methodologisches Instrumentarium, das wir in der Vergangenheit benutzt haben, nicht abstoßen, sondern wirksamer gestalten. Lassen Sie mich deshalb noch einmal eine Lanze brechen für das Modernisierungskonzept als Grund- und Organisationskonzept zu unserem allgemeinen Verständnis der Geschichte. Modernisierung aber nicht im teleologischen Sinn, in dem das Konzept vormals benutzt wurde, da wir ja nicht wissen, wohin die Reise geht. Nach meiner Auffassung ist es ein heuristisches Konzept, um das Verhältnis zwischen der Entwicklung der Produktionskräfte und der Wirtschaft auf der einen Seite und der Entwicklung unseres sozialen, politischen und kulturellen Lebens auf der anderen Seite zu erforschen. Ziel dieses Unternehmens ist das Verständnis historischer Entwicklungen im Kontext jener Primärwerte – menschlicher Freiheit und menschlichen Wohlstands –, an denen wir festhalten müssen.

(Übersetzt aus dem Amerikanischen von Dr. Norma von Ragenfeld-Feldman)

Christian Meier

Historiker und Prognose

Alle Geschichte ist offen, so heißt es, so betonen gerade auch die Historiker. Trotzdem erscheint sie, wenn man ihr in deren Werken begegnet, nur allzu leicht als mehr oder weniger zwangsläufig, genauer gesagt: Es scheint sich mit ziemlicher Konsequenz zumeist das eine aus dem andern zu ergeben. Das Bedürfnis, Abläufe der Geschichte zu verstehen, das Streben nach Sinn und der Drang nach Konsistenz, dem der Erzählende unterliegt, wirken beim Historiker (und oft schon bei seinen Vorlagen) darauf hin, den Eindruck der Offenheit zu begrenzen. Gewiß, es gibt immer wieder Gelegenheiten, bei denen es sich nahelegt, dieser Tendenz zu widerstehen. In bestimmten Situationen, in denen vieles auf dem Spiel steht und wichtige, folgenreiche Entscheidungen zu treffen sind, wird dies in der Regel markiert¹. Es kann auch sein, daß ein ganzer Geschehenskomplex in all seiner Dramatik und seinen unvorhersehbaren Windungen geschildert wird. Aufs Ganze gesehen bleibt das jedoch bei den meisten die Ausnahme.

Somit entsteht allzu leicht ein falsches Bild, insofern eben die Offenheit der Geschichte – und die Nicht-Vorhersehbarkeit ihrer Abläufe – ungebührlich in den Hintergrund historischer Darstellung gerät. Der Historiker wird zum „rückwärts gewandten Propheten“ und entfernt sich dadurch weit von aller vergangenen Zeitgenossenschaft. Ja, er kann die Menschen der Vergangenheit „um so schlechter verstehen, je deutlicher er weiß, was sie noch nicht wissen konnten“². Wichtigste Bedingungen der Geschichte haben mithin wenig Chancen, innerhalb von deren Wiedergabe Berücksichtigung zu finden.

¹) Wie das aussehen könnte, zeigt etwa in Hinsicht auf den Ausbruch des Ersten Weltkriegs *Karl Dietrich Erdmann*, Die Zukunft als Kategorie der Geschichte, in: *Historische Zeitschrift* 198 (1964) 54.

²) *Wilhelm Kamlah*, Korreferat zu Erdmanns Vortrag, ebd. 73. Vgl. auch *Theodor Lessing*, Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen (Hamburg 1962) 207f.

Was dabei fehlt, illustriert ein Passus bei Solschenizyn³, in welchem er einen russischen General darüber reflektieren läßt, wie sich die Perspektive in eventu von derjenigen ex eventu unterscheidet: „Hinterher weiß man es immer ganz genau: Natürlich mußten sie abziehen und zwar schnell! Natürlich mußten sie bleiben, ganz sicher! Vielleicht werden sie gerade in diesen Minuten abgeschnitten. Vielleicht ist gerade in diesen Minuten die Hilfe nur noch eine Werst weit weg. Aber jetzt mußt du, von allen, die weiter oben sind, verlassen, ohne etwas über Armee oder Korps, über den Gegner oder den Nachbarn zu wissen, in der Stille, der Dunkelheit, der Tiefe des fremden Landes, eine Entscheidung treffen, und zwar fehlerlos!“

Solche Betrachtungen stellt der Historiker normalerweise nicht an. Aber müßte er nicht auf irgendeine Weise die ganze Unklarheit all dessen, was hinterher klar zu sein scheint, kennzeichnen? „Für den Historiker ist es vielleicht am schwierigsten, zu rekonstruieren, was die Menschen in einem historischen Moment tatsächlich *nicht* über die Zukunft wußten“, hat Timothy Garton Ash festgestellt⁴. Liegt hier also vielleicht eine besondere Herausforderung für ihn?

Selbstverständlich kommt keine historische Darstellung ohne grobe Verkürzungen aus; die Geschichte wird immer länger, die Dimensionen der Historie fächern sich auf, der Stoff nimmt zu und die Zeit ab, welche historische Darstellungen im Interesse der Leser- und der Hörerschaft beanspruchen dürfen.

Allein, zugleich schwindet der Sinn für jene Sphäre menschlichen Lebens, in der die Ungewißheit, die Dunkelheit der Zukunft am schmerzlichsten zu spüren ist, in der, eigentlich, die wichtigsten Entscheidungen zu treffen sind und in der breitere Kreise der Gesellschaft nur mitsprechen können, wenn sie diese Entscheidungen intellektuell mit vorbereiten, wenn sie Maßstäbe setzen, an denen sie sich orientieren sollen – mit einem Wort: Es schwindet der Sinn für Politik, für politisches Handeln und für den ganzen Umfang seiner Schwierigkeiten. Er tut dies, so scheint es, sowohl in der „politischen Klasse“ wie vor allem in der Breite der Gesellschaft. Zeiten, die Politik gar als „das Schicksal“ empfanden, werden zunehmend unverständlich; jedenfalls fürs erste.

³) August 1914 (München 1971) 254.

⁴) *Timothy Garton Ash*, Im Namen Europas. Deutschland und der geteilte Kontinent (München 1993) 348.

So fragt sich, ob Historiker heute nicht doch sehr viel mehr tun müssen, um gerade die Bedingungen der beschränkten Voraussicht, der „Blindheit“, anders gesagt: der Offenheit der Geschichte deutlich zu machen; sich selbst und denen, zu denen sie sprechen. Müssen sie nicht mehr Aufmerksamkeit darauf verwenden, die Einsicht, die sie ex eventu besitzen, mit dem Wissen, dem Horizont des Denkens und Voraussiehens jener Zeiten zu konfrontieren, mit denen sie befaßt sind? Muß nicht die Zukunft, genauer: das „Wissen“ der Politiker, der politischen Klassen, der Gesellschaften, aber auch der Historiker vergangener Zeiten von der Zukunft, ihre Annahmen über Veränderungstendenzen, über das, was sie in kürzerer oder längerer Frist zu gewärtigen zu haben meinten – die Historiker künftig sehr viel stärker beschäftigen? Unter den vielen Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen, seien hier einige herausgegriffen, die die Problematik der Prognose innerhalb der Arbeit des Historikers betreffen.

* * *

Im allgemeinen haben Historiker heute zu Prognosen kein Verhältnis. Konrad Adenauer berichtet am Anfang seiner Erinnerungen von einer Unterhaltung mit einem „Professor der Neueren Geschichte an einer deutschen Universität“, von dem er wissen wollte, wie er sich die weitere Entwicklung vorstelle, von dem er aber nur gesagt bekam, der Historiker sei kein Prophet. Diese Haltung (einschließlich der Abwertung der Prognose als Prophetie) kann vermutlich als die unter heutigen Historikern überwiegende angesehen werden⁵.

„Nichts lehrt die Geschichte so klar wie die Eitelkeit von Voraussagen“, hat James Bryce in seiner Arbeit über die Voraussagen Hamiltons und Tocquevilles festgestellt, und Otto Vossler hat ihm zugestimmt. Man solle nicht die Schwächen und Irrtümer Tocquevilles beklatschen (und darüber das, „womit er uns Vorbild sein könnte“, verkennen)⁶.

⁵) *Konrad Adenauer*, Erinnerungen 1945–1953 (Stuttgart 1986) 13. Wortgleich *Thomas Nipperdey*, Nachdenken über die deutsche Geschichte (München 1986) 216. Herausragende Ausnahme in letzter Zeit: *Paul Kennedy*, Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000 (erstmalig auf Englisch erschienen 1987) (Frankfurt a.M. 1989) 648 ff. Dazu *Christian Meier*, Die „Ereignisse“ und der Umbruch des Weltsystems, in: *Merkur* 44 (1990) 376 ff. Ferner: *Paul Kennedy*, In Vorbereitung auf das 21. Jahrhundert (Frankfurt 1993).

⁶) *James Bryce*, The Predictions of Hamilton and De Tocqueville, in: *Johns Hop-*

Jacob Burckhardt schreibt: „Eine vorausgewußte Zukunft ist ein Widersinn.“ Ja, es sei „nicht *wünschenswerth*, die Zukunft zu wissen“, und „unsere astrologische Ungeduld danach ist wahrhaft thöricht“. In einer Anmerkung fügt er hinzu: „Abgesehen von der Nichtwünschbarkeit die *Nichtwahrscheinlichkeit*: vor allem die Irrung der Erkenntnis durch unser Wünsen, Hoffen und Fürchten.“ Trotzdem hat er privat, zumindest in seinem Briefwechsel mit Friedrich von Preen, mit Leidenschaft prognostiziert; und zwar gar nicht schlecht. Aber was er sich da im Privaten erlaubte, hat er sich in seiner Wissenschaft verboten⁷.

Im Unterschied zu dieser modernen Abstinenz berichtet Thukydides gleich im ersten Satz seines Geschichtswerks, nachdem er kurz das Thema angegeben hat, von einer eigenen Prognose: Er habe gleich zu Anfang des – nach unserer Zeitrechnung – im Jahre 431 v. Chr. ausbrechenden Krieges zwischen Athen und Sparta erwartet, daß dieser Krieg groß und im Vergleich zu allen vorangegangenen am denkwürdigsten sein werde. Beide Städte seien nämlich auf der vollen Höhe ihrer Machtmittel gewesen, und die übrigen Griechen sah er Partei ergreifen,

kings University Studies in History and Political Science 5, Series 9 (Baltimore 1887). *Otto Vossler*, Alexis de Tocqueville. Freiheit und Gleichheit (Frankfurt a.M. 1973) 73 ff. Mit Genugtuung erinnert er an die erste Voraussage Tocquevilles, „die er, erfolgsicher, sogar dokumentarisch festgehalten wissen wollte. Am 24. März 1830 sagt er voraus, daß die Juli-Revolution nicht stattfinden werde“ (261, 17).

⁷) Über das Studium der Geschichte (München 1982) 246. Jacob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen 1864/93 (Stuttgart, Berlin 1922). Z. B. 26: „Sie wissen, ich hatte immer die Torheit des Weissagens, und bin schon erstaunlich damit angelaufen; aber ich muß mir diesmal doch ein Bild machen von dem, was man vorzuhaben scheint...“; 130: „Es wird dahin kommen mit den Menschen, daß sie anfangen zu heulen, wenn ihrer nicht wenigstens Hundert beisammen sind“; 164; 178: „Für mich ist es schon lange klar, daß die Welt der Alternative zwischen völliger Demokratie und absolutem rechtlosem Despotismus entgegengetreibt, welcher letztere denn freilich nicht mehr von Dynastien betrieben werden möchte, denn diese sind zu weichherzig, sondern von angeblich republikanischen Militärkommandos“; 51: „Am merkwürdigsten wird es den Arbeitern gehen; ich habe eine Ahnung, die vorderhand noch völlig wie Torheit lautet und die mich doch durchaus nicht loslassen will: Der Militärstaat muß Großfabrikant werden. Jene Menschenanhäufungen in den großen Werkstätten dürfen nicht in Ewigkeit ihrer Not und ihrer Gier überlassen bleiben; ein bestimmtes und überwachttes Maß von Misere mit Avancement und in Uniform täglich unter Trommelwirbel begonnen und beschlossen, das ist's, was logisch kommen müßte. (Freilich kenne ich Geschichte genug, um zu wissen, daß sich die Dinge nicht immer logisch vollziehen.)“; 180; 271; 291; 293; Vgl. *Werner Kaegi*, Jacob Burckhardt. Eine Biographie Bd. 5 (Basel, Stuttgart 1973) 283, 483, 613 ff. Vgl. u. S. 68.

teils sofort, teils nach einigem Zögern. Diese Behauptung wird insofern in seiner „Archäologie“ begründet, als diese den Nachweis führt, daß Macht- und Größenverhältnisse in Griechenland seit der Frühzeit – wo es relativ bescheiden um sie bestellt war –, aufs Ganze gesehen, im Anwachsen begriffen gewesen seien.

Übrigens hat jüngst ein moderner Zeithistoriker, wenn auch an nicht so prominenter Stelle seines Werkes, von einer eigenen Prognose berichtet, die sich als richtig erwiesen habe – im Hinblick auf den Zusammenbruch der kommunistischen Regime im östlichen Teil des mittleren Europa⁸.

Meine These ist, daß man die Problematik, der der Historiker in Sachen Prognose konfrontiert ist, zum Gegenstand methodischer Erörterung machen sollte; man sollte das Problem der Voraussicht nicht einfach dem Geratewohl überlassen. Aus vielen Gründen, nicht zuletzt aber deswegen, weil sich hier eine besondere Möglichkeit eröffnet, sich der Offenheit der Geschichte zu vergewissern und etwas davon zugleich seinen Lesern und Hörern zu vermitteln.

Im folgenden seien vor allem zwei Problemkomplexe erörtert. Zunächst soll an eine Reihe von historisch bezeugten handlungsleitenden Prognosen erinnert werden, deren Bedeutung für den Historiker kaum strittig sein wird. Sodann sollen einige Betrachtungen über die Einbettung von Prognosen (wer immer sie vorgebracht haben mag) in weitere Zusammenhänge angestellt werden. Dabei geht es letzten Endes um die Eigenart des Zukunftshorizonts verschiedener Gesellschaften in verschiedenen Phasen ihrer Geschichte. In einer Situation, in der die Geschichtswissenschaft immer mehr der Frage nach der Eigenart von Gesellschaften und Epochen ausgesetzt ist, scheint mir dieses Problem besondere Beachtung zu verdienen. Zudem ist es gerade im Blick auf die gegenwärtige Umbruchssituation von großem Interesse.

In diesem Zusammenhang scheinen mir ferner die „sich selbst erfüllenden Voraussagen“ ein besonderes Problem darzustellen, das auch den Historiker angeht. Zum Schluß soll kurz anhand von zwei Fragen auf die Rolle hingewiesen werden, die eigene Prognosen, Befürchtungen und Erwartungen des Historikers in seiner Arbeit spielen respektive spielen könnten oder sollten.

* * *

⁸) *Ash*, (wie o. Anm. 4), 345. Vgl. 260 ff.

Prognosen sind, insofern sie dem Historiker in seinen Quellen begegnen, Teil seiner Vergangenheitserforschung. Stammen sie von Handelnden oder haben sie deren Entscheidungen beeinflußt, braucht er sie für die Motivation von deren Tun oder Unterlassen, für sein Urteil über die prognostische Potenz, welche darin enthalten ist. Wobei zwischen verschiedenen Formen der Voraussicht zu unterscheiden wäre; der bloßen Hoffnung, der vagen Vermutung, des ungefähren Wahrscheinlichkeitskalküls, der Intuition oder der Prognose im Wortsinn einer auf Erkenntnis beruhenden Voraussage, also der mehr oder weniger durchdachten Erwartung respektive der Berechnung; die Fristen, auf die sich die Voraussicht erstreckt, spielen keine geringe Rolle.

Die erste Prognose, die uns aus der griechischen Geschichte bezeugt ist, stammt aus dem Anfang des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts: Der Athener Solon beobachtet einen zwangsläufigen Ablauf, der von der Ausbeutung der Bauern über Zwischenstadien zum Bürgerkrieg führt: Eine Empörung der Notleidenden (wie sie zu befürchten ist) ziehe jedenfalls eine ganze Verkettung von Aktionen und Reaktionen nach sich; eine Seite treibe die andere; beide seien derart in einem Prozeß gegenseitigen Sich-Antreibens befangen, daß es notwendig zu einem blutigen Ende komme. Doch noch ist es offensichtlich nicht so weit. Denn Solon muß damit gerechnet haben, daß die Athener zu dem Zeitpunkt, da er seine „These“ vortrug, das Eintreten des unheilvollen Ablaufs noch verhindern konnten. Aber sie hatten dazu seiner Ansicht nach nicht mehr viel Zeit⁹.

Daß Athen auf die abschüssige Bahn zum Bürgerkrieg gerät, ist hier also abhängig von einer Bedingung, die ihrerseits zur Disposition steht. Die Kenntnis der Gesetzmäßigkeit soll ein Handeln ermöglichen, das den Eintritt der gesetzmäßigen Abfolge schlimmer Ereignisse ausschließt. Zusammen mit einer anderen Stelle, in der Solon die Bürgerschaft ebenfalls auf bestimmte nahezu gesetzmäßige Abläufe hinweist, stellt dieses Gedicht einen wichtigen Beleg für die Entstehung der Voraussetzungen eines (kurzfristig) vorausschauenden Handelns in der attischen Polis dar.

Wer den Krieg, den der Lyderkönig Kroisos in der Mitte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts gegen das junge Perserreich entfesselte,

⁹) Elegie 3 (*Diehl*). Dazu *Christian Meier*, Entstehung des Begriffs „Demokratie“ (Frankfurt a.M. 1970) 19ff. Athen, Berlin 1993. Das im nächsten Absatz zitierte Gedicht ist Elegie 10. Vgl. u. S. 69.

verstehen will, wird kaum an dem berühmten delphischen Orakel vorbeikommen, er werde, falls er gegen die Perser ziehe, ein großes Reich zerstören. Wenn dieser Spruch, wie ich annehme, wirklich ergangen ist, so sollte man übrigens nicht übersehen, daß er durchaus eine beachtliche Aussage enthält: Denn Kriege können ja auch ausgehen wie das Hornberger Schießen¹⁰. Eben damit, so das Orakel, war in diesem Fall nicht zu rechnen; es wird Gründe dafür gehabt haben. Wer von den beiden freilich den Sieg davontragen würde, mußte offenbleiben. Wieweit diese Auskunft in Kroisos' Überlegungen den Ausschlag gab, ist eine andere Frage.

Wenn weiterhin Thukydides dem Themistokles ein hohes Maß an prognostischer Kompetenz zuspricht, so muß sich dies vornehmlich in der Vorbereitung auf den zweiten Perserzug gezeigt haben. Dem Bau der attischen Kriegsflotte, den Themistokles veranlaßte, lag eine Vorausberechnung der persischen Strategie zugrunde, die sich an der Geographie sowie an den Möglichkeiten persischer und griechischer Rüstung orientierte. Von daher schloß er, kurzfristig prognostizierend, auf das, was die Perser tun würden. Auch die Wahl des Schlachtortes bei Salamis beruhte nicht nur auf genauer Kenntnis der geographischen und politischen Gegebenheiten, sondern wiederum auf einer Vorausberechnung: wie nämlich der Feind sich darin bewegen werde, wobei möglicherweise auch Faktoren wie der Stolz und das unbezwingbare Überlegenheitsgefühl des Xerxes in das Kalkül eingegangen sind. Schließlich ging es darum, daß die Griechen aus der Position der Unterlegenen den Sieg erfechten mußten. Ein Vergleich zwischen Themistokles' Plänen und dem, was wir als Planung anderer erschließen können (falls das Wort in diesem Fall nicht schon zu hoch gegriffen ist), zeigt, wie weit sein Blick über das Herkömmliche und Naheliegende, an dem sich die andern orientierten, hinausging¹¹.

Um ein letztes Beispiel für die Griechen anzuführen. Man kann den Ausbruch des Peloponnesischen Krieges nicht sinnvoll behandeln, ohne auf die Vorausberechnung des Perikles einzugehen, seinen Kriegsplan, der zur Grundlage hatte, daß Athen seinen Gegnern weit überlegen war, sowohl an Erfahrung (die so leicht nicht einholbar war)

¹⁰) *Herodot* 1,53,3. Vgl. zur Ungewißheit darüber, ob sie mit einem Friedensschluß enden: *Eberhard Kolb*, Der schwierige Weg zum Frieden. Das Problem der Kriegsendigung 1870/71, in: *Historische Zeitschrift* 241 (1985) 51.

¹¹) 1,138,3. Vgl. *Meier*, Athen, 7 ff.

wie an materiellen Mitteln, zudem zu Lande unangreifbar und im Besitz der Seeherrschaft. Wenn die Stadt sich also zu Lande auf Verteidigung beschränkte, keine Schlacht riskierte, auch zur See ihre Kräfte nicht unnötig band respektive verbrauchte (um etwa Eroberungen zu machen), vielmehr durch immer neue überraschende Angriffe von der See den Gegner zermürbte, bis er einsehen mußte, daß er gegen Athens Macht nichts auszurichten vermochte – dann mußte der Krieg auf jeden Fall gewonnen werden. Die Situation war offenbar dadurch bestimmt, daß die Herrschaft Athens über einen Großteil der Griechenstädte prekär war, genauer: daß verschiedene Städte sie gerne abgeworfen hätten; daß dies aber relativ aussichtslos war, sofern sie nicht damit rechnen konnten, Athen mit Hilfe Spartas zu besiegen. Perikles' Absicht lief also darauf hinaus, die Möglichkeit eines spartanischen Sieges zu widerlegen. Daß er dabei verschiedene Probleme der Kriegspsychologie nicht einkalkulierte und vor allem übersah, daß die Einhaltung des Planes weitgehend an seiner Person hing, steht auf einem anderen Blatt¹².

Selbstverständlich könnte man, je besser die Quellenlage ist, um so mehr weitere Fälle handlungsleitender Prognosen anführen. Doch an dieser Stelle scheint es mir zu genügen, einige Beispiele der Neuzeit herauszugreifen.

Unter den Staatsmännern der frühen Neuzeit hat das Voraussehen, -vermuten, -berechnen natürlich eine besondere Rolle gespielt. „Wer das Übel erst erkennt, wenn es schon sichtbar geworden ist, ist kein kluger Staatsmann“, schreibt Machiavelli; „daß es wichtiger ist, die Zukunft als die Gegenwart zu bedenken und daß es mit den Übeln wie mit den Feinden eines Staates ist, denen man lieber entgegenrücken soll, als so lange zu warten, bis man sie nach ihrem Einfall erst verjagen muß“, heißt es bei Richelieu¹³.

¹²) *Thukydides* 1,141,2 ff., 2,13,2 ff., 62, 65. *Meier*, 528 ff. Ähnliche Fehler, die allesamt darin bestehen, daß die Rechnung zwar innerhalb eines bestimmten Rahmens gut, aber ohne Berücksichtigung möglicher Einwirkungen von außerhalb angestellt worden ist, begegnen auch sonst häufig. Vgl. etwa *Machiavelli*, *Principe*, Kapitel 7: „Bei der Wahl Julius' II. sagte er (Cesare Borgia) mir: er habe alle möglichen Vorgänge nach Alexanders Tode berechnet und sich auf alles gefaßt gemacht; daß er aber zu eben der Zeit, in welcher sein Vater starb, selbst in Lebensgefahr kommen werde, habe er nicht voraussehen können.“ Machiavelli gibt ihm recht.

¹³) *Principe*, Kapitel 13. Es heißt weiter: „Aber die Gabe des rechtzeitigen Erkennens ist nur Wenigen gegeben“ (Übersetzung *Carlo Schmid*). Vgl. Kapitel 3. *Richelieu*.

Friedrich der Große ist in seinen Testamenten zwar bewußt vorsichtig. „Ich hüte mich vor Prophezeiungen.“ Er weiß: „Die allzu weit greifenden und verwickelten politischen Entwürfe gelingen ebenso wenig wie allzu künstliche Bewegungen im Kriege.“ Was er vorhersieht, bezeichnet er als „politische Träumereien“, als „wesenlose Schatten“, als „Schimären“. Er will daher nur „aus der Verkettung der Ereignisse ihre natürlichen Folgen ableiten. Jedoch sind meine Mutmaßungen unverhofften Folgen ausgesetzt.“ Unter diesen Vorbehalten aber entfaltet er dann, indem er Staat für Staat durchgeht, eine glänzende Übersicht über Möglichkeiten wie über die Voraussetzungen, unter denen man sie eventuell politisch und militärisch nutzen kann. Insofern sind die Prognosen an Voraussetzungen gebunden – aber indem unter diesen Voraussetzungen Prognosen angestellt werden, wird eben doch eine intellektuelle Vorbereitung auf die Zukunft geleistet¹⁴.

Prognose kann ja nicht nur darin bestehen, daß man etwas Bestimmtes voraussagt, sondern sie kann sehr wohl auch zum Inhalt haben, daß man bestimmte Möglichkeiten als gegeben ansieht, andere dagegen ausschließt.

Es gelingt Friedrich im Jahre 1768 sogar, freilich zufällig, eine Vorhersage, die fast aufs Jahr genau eintreten sollte, daß nämlich „in hundert Jahren ... ein weltlicher Herrscher ... den Kirchenstaat als bequeme Beute einstecken“ werde¹⁵. Er hat zudem 1770 einen kommenden Bürgerkrieg in Frankreich als Ergebnis der Aufklärung vorausgesehen – worauf dann Diderot 1780 „als Aufklärer der Aufklärung noch einen Schritt weiter“ ging und „die Dialektik von Herr und Knecht in eine politische Strukturaussage“ ummünzte, „die eine freiwillig akzeptierte Diktatur zum Ergebnis hatte“¹⁶.

lieu, Politisches Testament und Kleinere Schriften, eingeleitet und ausgewählt von Wilhelm Mommsen (Berlin 1926) 172. Vgl. 173: „Diejenigen, die in den Tag hineinleben, leben für sich glücklich, aber man lebt unglücklich unter ihrer Führung. Wer lange voraussieht, tut nichts überstürzt, weil er zu rechter Zeit daran denkt, und es ist schwer, es schlecht zu machen, wenn man frühzeitig daran gedacht hat.“

¹⁴) Die Politischen Testamente. Mit einer Einführung von Gustav Berthold Volz (München ³1941) 70, 61. Wie Jacob Burckhardt hat Friedrich trotzdem große Freude am Prognostizieren. Vgl. z. B. 230: „Nachdem ich so viele ernste Dinge besprochen habe, darf ich mir eine Erholung gönnen und einen Blick in die Zukunft Europas werfen. Ich könnte ebenso gut alte Märchen erzählen als den Propheten spielen. Einerlei; prüfen wir, was uns zu erraten erlaubt ist.“

¹⁵) Ebd. 231.

¹⁶) Friedrich der Große, Werke, deutsch (hrsg. v. G. B. Volz), Bd.7 (Berlin 1912)

„Aber“, so heißt es bei Richelieu, „die Weisheit und der Blick des Menschen haben immer ihre Grenzen, über die hinaus sie nichts bemerken können. Nur Gott kann das letzte Ende der Dinge sehen; darum genügt es auch oft, wenn man weiß, daß die Pläne gerecht und so beschaffen sind, daß man sie mit Raison zur Ausführung bringen darf.“¹⁷

Diese Grenze indes, die noch für Bismarck verbindlich war¹⁸, wird mit der Zeit durchlöchert. Wobei es eine interessante Frage ist, wie die nun zu beobachtenden Veränderungen mit solchen des Glaubens in immer neue Wechsel-, aber auch Ausschließungsverhältnisse geraten. Wenn die aufgeklärten Monarchen versucht hatten, bestimmte Veränderungsprozesse in Gang zu setzen, etwa durch Anregung des Handels, der Wirtschaft, durch „Peuplierung“, so schienen mit der Zeit immer mehr Veränderungen unabhängig von politischen Impulsen sich zu vollziehen.

Je mehr Geschichte als ein großer, umfassender Veränderungsprozeß verstanden wurde, sobald man nicht nur politische, sondern auch technische, wirtschaftliche, soziale und andere Veränderungen zu gewärtigen hatte, um so mehr schien in die Hand der Gesellschaften und der Politiker gelegt zu sein, um so mehr war nicht nur in, sondern über die Verhältnisse zu verfügen (handelnd oder geschehenlassend, hemmend, fördernd oder kanalisierend) – bis es schließlich im 20. Jahrhundert zu dem Irrglauben kam, man könne Geschichte planen oder gar vollstrecken¹⁹.

267f. Zu Diderot *Reinhard Koselleck*, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (Frankfurt a.M. 1979) 45 f., 36, 75 f. sowie *Reinhard Koselleck*, *Die unbekanntete Zukunft und die Kunst der Prognose*, in: *Attempo. Nachrichten für die Mitglieder der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e.V. 70/71* (1984/85) 82.

¹⁷) Wie Anm. 13, 174. Ähnlich übrigens schon der Scholiast zu Thukydides I,138,3: καλῶς τὸ ἐπὶ πλεῖστον. θεοῦ γὰρ μόνον τὸ πάντα εἶδέναι.

¹⁸) *Otto Voßler*, *Bismarcks Ethos*. In seiner Aufsatzsammlung: *Geist und Geschichte. Von der Reformation zur Gegenwart* (München 1964) 235 ff., bes. 253. *Lothar Gall*, *Bismarck. Der weiße Revolutionär* (Berlin 1980) 127 ff.

¹⁹) *Reinhard Koselleck*, *Über die Verfügbarkeit der Geschichte*, in: *Vergangene Zukunft*. 260 ff. *Wozu noch Geschichte?*, in: *Historische Zeitschrift* 212 (1971) 1 ff., dort S. 8 „Wir“, rief Hitler, „sind vom Schicksal ausersehen worden, im höchsten Sinne des Wortes Geschichte zu machen. Was Millionen Menschen verwehrt wird, hat uns die Vorsehung gegeben. An unserem Werk wird sich die späteste Nachwelt noch unserer erinnern.“ Und: „Bei der Vorbereitung über die zu erstellende Partei-geschichte in der DDR hat ‚Genosse Ulbricht... heute morgen in einem Zwischenruf gesagt, die Arbeit mit den Historikern hat ihm mehr Mühe gekostet als die Arbeit mit der Geschichte...“

Seitdem stellen sich ganz andere Probleme der Voraussicht. Es wäre interessant, zu untersuchen, wie sich das im Denken der Politiker niedergeschlagen hat – bevor sie sich daran gewöhnten, auch angesichts sich beschleunigender Veränderungen kaum mehr weiter als bis zur nächsten Wahl zu denken, es sei denn, weit über die Politik ihrer Zeit hinaus, an ihren Nachruhm²⁰. Doch wie dem auch sei, in dieser Betrachtung, in der nur beispielhaft an die Bedeutung handelnsleitender oder auch -verhindernder Prognosen erinnert werden soll, muß darauf nicht eingegangen werden.

So sei zum Abschluß nur noch eine besonders eindrucksvolle Beispielreihe angeführt: Reinhart Koselleck hat einmal drei Prognosen in Hinblick auf den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verglichen²¹: da ist zunächst diejenige des Präsidenten Benesch vom 16. November 1937: „Ich glaube nicht, daß in absehbarer Zeit ein europäischer Krieg möglich ist. Ich bin vielmehr der Hoffnung, daß er nicht kommen wird“, man müsse sich nur auf die Verteidigung vorbereiten. „Für die Tschechoslowakei fürchte ich nichts.“ Eine reine Wunschprognose also.

Sieben Tage später deutete Hitler in einer Rede in Augsburg an, er habe keinen Zweifel, „daß wir genau so, wie es uns möglich war, die Nation im Innern emporzuführen, auch die äußeren gleichen Lebensrechte wie die anderen Völker uns verschaffen werden“. Auch hier eine Wunschprognose, diesmal in Form einer linearen Hochrechnung mit-

²⁰) Indiz dafür ist das Bestreben, alle möglichen Ereignisse, die in Wirklichkeit eher gleichgültig sind, als „historisch“ zu deklarieren. Man sieht sich lieber in den Schulbüchern der Zukunft als im sumpfigen Gegenwartsgelände. – Interessant ist es in diesem Zusammenhang, einem führenden deutschen Politiker der letzten Zeit, dem ehemaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt zuzuhören, wenn er der Frage eines Historikers ausgesetzt ist, ob man sich nicht bei aller Ungewißheit, die die einzelnen Situationen mit sich bringen, auf die Möglichkeiten und Risiken der Zukunft im Vorhinein wenigstens etwas besser vorbereiten könnte. Die Antwort läuft letztlich auf den Spruch hinaus: *the unexpected is what happens*. Das schließt gewisse Zielsetzungen nicht aus, Europa etwa, aber Planung ist kaum möglich und Visionen sind unbrauchbar: *Helmut Schmidt*, im Gespräch mit *Eberhard Jäckel* und *Edzard Reuter*, Was wird aus Deutschland? (Stuttgart 1994); „Wunderbar verächtlich“, heißt es in Musils *Mann ohne Eigenschaften* (Hamburg 1952) 894, „ist auch die von dir geprägte Formel, daß im heutigen Leben die Menschen bloß das tun, was geschieht.“ Mit heutigen Augen liest man, scheint mir, weniger die Verachtung als die Angst in dieser Formulierung, die aufkommt, wo man das Gefühl hat, irgendwohin zu treiben, ohne es beeinflussen zu können. Schließlich ist ja inzwischen das Leben auf dem Globus selbst in die Hand von Menschen gegeben.

²¹) *Koselleck*, Die unbekannte Zukunft, 83 f.

telfristiger Art aus der Vergangenheit in die Zukunft, wobei freilich zusätzliche Faktoren der Weltpolitik zumindest im Zusammenhang der Rede nicht bedacht wurden. Da Hitler sich zugleich auf das Schicksal berief, an dem er „keine Sekunde zweifelte“, wie er autosuggestiv versicherte, enthielt diese Äußerung nach Koselleck zugleich eine „ultimative Zwangsprognose“.

Schließlich führt Koselleck eine „alternative Bedingungsprognose“ an, die Churchill am 27. November 1932 im Unterhaus vorgebracht hat. Danach sei es sicherer, die Frage Danzigs und des polnischen Korridors neu aufzurollen, solange die Siegermächte noch ihre Überlegenheit innehätten, „anstatt zu warten und dahinzutreiben, Schritt für Schritt und Stufe um Stufe, bis noch einmal eine große Konfrontation zustande kommt, in der wir in gleicher Weise kämpfend einander gegenüberstehen“. Churchill bietet keine „lineare Hochrechnung unentrinnbarer Zukunft, sondern diese Hochrechnung setzte eine Bedingung möglicher Wiederholung, um in actu dagegen anzukämpfen“.

All diese – und unendlich viele andere – Prognosen sind von großem Interesse, um Handeln verstehen, um aber auch die Differenz zwischen Absichten und Ergebnissen bemessen zu können. Jeweils ist zu fragen, welche Rolle Annahmen über zukünftige Handlungen, Ereignisse, aber auch über das Ergebnis zukünftiger Prozesse, also über die nähere wie über die fernere Zukunft spielten, auch wie gut die Voraussagen, gemessen am Ausgang, waren. Dies letztere ist dann schwer zu beurteilen, wenn man nur weiß, was im gegebenen Fall prognostiziert worden ist. Denn es ist ja möglich, daß einer bloß zufällig das Rechte getroffen hat. Aber je mehr über die Gründe der Prognose bekannt oder zu ermitteln ist, um so mehr läßt sich auch über ihre Qualität sagen (wobei man keineswegs auslassen muß, daß bestimmte Situationen, im großen wie im kleinen, sich besser, andere dagegen weniger gut für das Anstellen von Prognosen eignen). Jedenfalls ist es niemals gleichgültig, ob und wozu man versucht, in die Zukunft zu blicken. Daß auf diesem Feld mit viel, vermutlich sogar besonders viel Vorsicht gearbeitet werden muß, braucht nicht eigens hervorgehoben zu werden. Übrigens sollte man dabei nicht nur mit besonderem Nachdruck nach falschen Prognosen fragen, sondern auch danach, ob und wie weit die Quellen eher richtige als falsche Prognosen zu überliefern tendieren.

Prognosen aber, damit stellt sich das zweite Problem, stehen innerhalb ihrer Zeit in bestimmten Zusammenhängen. Sie verdanken sich in der Regel nicht nur dem besonderen Interesse dessen, der sie unternimmt, sondern auch der Weise, in der bestimmte Gesellschaften in bestimmten Epochen die Zukunft in ihr Gesichtsfeld bekommen; sich dafür interessieren oder gerade nicht interessieren, Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen darauf beziehen. Es fragt sich, was sie als veränderbar oder als gleichbleibend ansehen, wieweit sie zur Zukunft offen sind oder ihr vielleicht geradezu den Rücken zukehren. Das scheint jedenfalls für die Erkenntnis von Gesellschaften, in Hinsicht auf ihr Handeln, ihr Lebensgefühl, ihren geistigen Horizont von großer Bedeutung zu sein.

Schon die Analyse der eigenen Zeit (anders gesagt: die Bereitschaft, sie gedanklich zu durchdringen) hängt von prognostischen Perspektiven ab, da ja die Dinge im Fluß sind und keine Diagnose auf Vergangenheit und Zukunft verzichten kann – sofern sie nicht allzu eng und rasch überholt sein will; so jedenfalls in Zeiten größerer Veränderung, wie es zumindest die sind, in denen wir uns spätestens seit Beginn der Neuzeit befinden. Vielleicht kann man gar als Regel aufstellen, daß die Erkenntnis der eigenen Zeit um so besser und intensiver ist, je weniger die Zukunft verdunkelt erscheint.

Bei der Frage nach dem Zukunftsverhältnis von Gesellschaften können sehr wohl auch individuelle Prognosen aufschlußreich sein. Aber es interessiert dann eher das Symptomatische an ihnen. Und es ist zu untersuchen, wie sie sich in allgemeinere Befunde einbetten.

Perikles' Prognose in Hinsicht auf den zu riskierenden Peloponnesischen Krieg steht – abgesehen von der attischen Macht, die sie zur inhaltlichen Voraussetzung hat – im Kontext einer beachtlichen Bewußtwerdung zunehmenden menschlichen Könnens. Auf den verschiedensten Gebieten war man zur Erkenntnis gelangt, man vermöge durch methodisches Herangehen alle wichtigen Probleme zu lösen. Auch, gerade auch in der Politik – in der man, zumal in der Stadt Athen, ungeheure Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten entdeckte²².

Das außerordentliche Können, das man erfuhr und dessen Ausmaß man, da es neu und ungeheuerlich war, im Bewußtsein noch übertrieb, bewährte sich zum einen bei der Herstellung von Gegenständen (in

²²) Hierzu und zum Folgenden: *Christian Meier*, Die Entstehung des Politischen bei den Griechen (Frankfurt a.M. 1980) 435 ff. mit weiteren Hinweisen.

Handwerk und Kunst) sowie in der Wissenschaft, nicht zuletzt in der Medizin, das heißt auf Feldern, wo einzelne Subjekte, Herstellende, Erkennende oder Ärzte, mit einer Materie zu tun hatten, die sie formen, mit Gesetzmäßigkeiten, die sie erkennen, oder mit Krankheitsabläufen, die sie vielfach nicht nur erkennen, sondern auch beeinflussen konnten. Dabei spielte gerade in der Medizin auch die Prognose damals eine bedeutende Rolle²³.

Doch meinte man auch, in Bereichen, in denen der Wille der einen demjenigen anderer begegnete, in „multisubjektiven“ Zusammenhängen also, ganz neue Möglichkeiten zu entdecken. Mit den Mitteln der Rhetorik sollten nicht nur Einzelne, sondern speziell Volksversammlungen und Gerichte überzeugt werden. Sophisten und andere behaupteten, viele neue Kenntnisse zur Verfügung stellen zu können, die es erlaubten, das eigene Haus oder die eigene Stadt besser zu verwalten. Man meinte, allgemein gesagt, die Welt intellektuell neu durchdringen und große Teile der eigenen Sphäre unter Kontrolle bringen zu können. Das war für die Griechen besonders wichtig, weil sie herkömmlich großen Wert darauf legten, die Dinge „in der Mitte“, das heißt unter sich zu entscheiden. Automatische Abläufe waren ihnen sehr zuwider²⁴.

Damals finden wir den Gegensatz von *techné* und *tyche* betont. Erfahrung mache die Dinge zur Sache der *techné*, also des methodischen Zugriffs, während Unerfahrenheit sie dem Zufall anheim gebe²⁵. Wir besitzen schon aus früherer Zeit Zeugnisse für den Glauben, daß dem-

²³) Im Corpus Hippocraticum gibt es ein „Prognostikon“ überschriebenes Buch. Wichtig der Gedanke, daß eine richtige Voraussage des Krankheitsverlaufs Voraussetzung nicht nur einer angemessenen Therapie ist, sondern auch des Vertrauens der Patienten. Für die Bedeutung der Prognose bei den Medizinern im Zusammenhang mit Thukydides vgl. zuletzt: *Georg Rechenauer*, Thukydides und die hippokratische Medizin. Naturwissenschaftliche Methodik als Modell für Geschichtsdeutung (Hildesheim, Zürich, New York 1991) 196 ff.

²⁴) (*Aristoteles*), *Athenaion Politeia* 8.5. (Der solonische Standpunkt ist der zukunftsträchtige. Zum Gesetz zuletzt: *Christian Meier*, Die Gewalt und das Politische, in: *Jahrbuch der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften* (1994) 178 ff. Siehe auch *Marcel Detienne*, *En Grèce Archaique: Géométrie, Politique et Société*, in: *Annales* 20 (1965) 425 ff. *Christian Meier*, *Introduction à l'Anthropologie Politique de l'Antiquité Classique* (Paris 1984) 50 ff.

²⁵) *Felix Heinmann*, Eine vorplatonische Theorie der τέχνη, in: *Museum Helveticum* 18 (1961) 105 ff., bes. 108 f. Vgl. *Thukydides* 1.144,4 u. a. Auf den „Zufall“ setzen nicht zuletzt auch die, die sich, unvorsichtigerweise, von der Hoffnung leiten lassen. Sie ist, nach Thukydides, in der Gefahr zwar ein Trost, aber sie schadet, da sie „von Natur verschwenderisch“ ist (5.103).

jenigen, der gut plane, das Glück zu Hilfe komme. Doch handelte es sich dabei zumeist nur um eine Ermunterung zum Planen, und in allem war impliziert, daß (wie es etwa bei Schlachten hieß) die Götter beiden Seiten das Gleiche zuteilten²⁶. Jetzt ging man sehr viel weiter: Der Störfaktor Zufall sollte nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. (Unter *tyche* konnte Zufall, Glück sowie göttliche Fügung, Schicksal verstanden werden. Aber die Überlegungen, die hier zur Debatte stehen, rechneten nicht mit göttlicher Fügung. „Zufall“ war für sie einfach das, was sich menschlicher Verfügung entzog²⁷.)

Demokrit fand, die Menschen hätten sich das „Bild des Zufalls (*tyche*)“ geformt als Ausrede, um ihre eigene Unberatenheit zu verbergen. „Schwach nämlich streitet der Zufall gegen die Klugheit, das meiste im Leben richtet wohlverständiger Scharfblick ins Gerade.“ Demokrit soll auch eine Schrift „Prognosis“ abgefaßt haben, von der wir freilich außer der Überschrift (unter der sie später rubriziert wurde) nichts wissen²⁸.

Wenn es jedoch in gewissen Bereichen, deren Beherrschung wesentlich von einem Einzelnen abhängt, wirklich Sache des „wohlverständigen Scharfblicks“ sein mag, den Zufall mehr oder weniger auszuschließen, wird es doch problematisch bei einem multisubjektiven Geschehen, wo also verschiedene Kräfte mit mehr oder weniger gleicher Macht aufeinanderstoßen; zumal im Politischen. Aber auch dort könnte man noch eine Unterscheidung treffen: Denn es mag möglich sein (und damals wurde es zweifellos so empfunden), durch geeignete Gesetze die Ordnung einer Stadt derart zu gestalten, daß das Wirken verschiedenster Kräfte kanalisiert wird; zumindest in der Regel. Dann können gewisse Mißbräuche und Auswüchse verhindert, Gewalttätigkeit wirksam beschränkt und eine Art des Zusammenlebens gefunden werden, die gleichsam oberhalb aller möglichen Gegensätze einer Ordnung gehorcht, die weit verbreitete Zustimmung findet. Soviel sich „zufällig“

²⁶) Herodot 8,60. Alkman 44 [Ernst Diehl, *Anthologia Lyrica Graeca* 2 (Leipzig 1935) 24]. Kritias, Fragment 21 (Fragmente der Vorsokratiker 2, 385). – Herodot 6,11,3; 109,5. Hermann Kleinknecht, Herodot und Athen, in: *Hermes* 75 (1940) 249.

²⁷) Walter Müri, Beitrag zum Verständnis des Thukydides, in: Hans Herter (Hrsg.), *Thukydides* (Darmstadt 1968) 139 ff.

²⁸) Fragment 119 (Vorsokratiker 2, 166; für den Gegenstandspunkt A 70, ebd. 101). Fragment 26b (ebd. 149). *Antiphon*, der Sophist, argumentierte gegen die *pronoia*, Fragment 12 (ebd. 340).

aus Auseinandersetzungen ergeben mag: Der Rahmen selbst beruht dann auf einem Willen und auf der *techné*, mit der er sich institutionell ins Werk setzt.

Aber wie verhält es sich im Krieg, der, wie Clausewitz²⁹ sagt, „das Gebiet des Zufalls“ ist? Auch bei Thukydides spielt das Zufällige, das Erwartungswidrige eine große Rolle, und die Frage, wem die Götter ihre Gunst erteilten, war noch im aufgeklärten späten fünften Jahrhundert so aktuell, daß auch die attischen Armeen nach wie vor Zeichen-deuter mit sich ins Feld führten³⁰.

Wie konnte man in diesem Bereich etwas berechnen? Wie konnte Perikles gar meinen, einen ganzen Krieg planen zu können? Die Lösung war, daß er die Möglichkeit einer großen Zahl von Zufällen, übrigens auch von Fehlern auf athenischer Seite, durchaus einkalkulierte³¹. Wenn er meinte, sein Plan sei trotzdem zu verwirklichen, so deswegen, weil der attische Vorsprung an Seemacht, Mitteln und Erfahrung zusammen mit der Wohlberatenheit (*euboulia*) entsprechend seinem Kriegsplan so groß sei, daß selbst eine beachtliche Zahl von Fehlern und unglücklichen Zufällen ihn nicht einholen könne. Thukydides hat ihm darin recht gegeben, jedenfalls für eine ganze Reihe von Jahren – bis in Folge der allzu kühnen sizilischen Expedition, vor allem der dabei begangenen großen Fehler, die Abweichung von Perikles' Linie zu stark geworden war und mit der Überlegenheit Athens die Urteilsfähigkeit seiner Bürgerschaft dahinschwand.

Jedenfalls wird hier nicht, wie bei Demokrit, die Domäne des Zufalls aufs stärkste eingeschränkt, sondern der Zufall behält sein Recht, es werden nur Tatbestände geltend gemacht, die über alle Zufälle so weit hinaus sind, daß sie davon nicht berührt werden können.

Dieser Plan setzte, wie gesagt, die außerordentliche Übermacht Athens voraus, derartige Berechnungen hätten andere sinnvollerweise gar nicht anstellen können. Insofern kommt hier dreierlei zusammen: Erstens eben diese Überlegenheit, zweitens ein hohes Zutrauen in die

²⁹) Carl von Clausewitz, Vom Kriege (Berlin/Ost 1957) 55. Dort auch: „Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit; drei Vierteile derjenigen Dinge, worauf das Handeln im Krieg gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit.“ Vgl. Thukydides 1,78.

³⁰) Raoul Loris, Guerre et Religion en Grèce à l'Époque Classique. Recherches sur les Rites, les Dieux, l'Idéologie et la Victoire. Annales Littéraires de l'Université de Besançon 238 (Paris 1979).

³¹) Thukydides 1,140,1; 144,1.

Möglichkeiten von Planung, drittens die Tatsache, daß diese Stadt zwar eine Demokratie war (und davon lebte, daß sie in dieser politischen Form ungeheure Kräfte entfaltete)³², daß sie in gewissem Sinne aber auch eine „Herrschaft unter dem Ersten Mann“ war. So jedenfalls nennt es Thukydides³³, indem er die Führungsstruktur im Auge hat. Dies Letztere war um so wichtiger, als ein derart großer Krieg, in den beiderseits neben den Führungsmächten zahlreiche, und keineswegs durchweg zuverlässige, Bundesgenossen verwickelt waren, allenfalls dann im Sinne eines Plans kontrolliert werden konnte, wenn in Athen die Einheit der Führung gesichert war. Der notwendigen Multisubjektivität des Geschehens mußte an dieser Stelle ein einziges Subjekt, das heißt die Stadt Athen unter Führung ihres Ersten Mannes gegenüberstehen.

Fragt man nach der Möglichkeit eines Erfolgs, so war der Plan durch diese Voraussetzung quasi monarchischer Macht des Perikles aufs höchste gefährdet: Alles stand auf zwei Augen. Sieht man aber davon ab und sucht nach den Voraussetzungen des Plans, so wird deutlich: Hier wird nicht einfach eine Möglichkeit zu prognostizieren und zu planen von Gebieten, auf denen sie angebracht erscheint, auf ein anderes übertragen, auf dem dies nicht der Fall ist, sondern es konnte dank ausnahmsartiger Bedingungen (und eben: unter selbstverständlicher Voraussetzung der „Monarchie“ des Perikles) wirklich begründet als möglich erscheinen, einen ganzen Krieg zu entwerfen. Perikles erweist sich hier so sehr als Herr einer großen komplexen Materie wie etwa gleichzeitig die Baumeister des Parthenon. Indes nur ein gutes Stück weit. Übrigens hängen die drei Bedingungen innerhalb Athens untereinander zusammen³⁴.

Für Thukydides' historischen Ansatz waren Perikles' Plan und Prognose von großer Bedeutung. Nicht nur für sich genommen, wie etwa seine ausdrückliche Stellungnahme anläßlich der abschließenden Würdigung des Perikles zeigt, sondern zugleich im Rahmen seiner Frage nach den Möglichkeiten vorausschauenden Handelns. Denn das ist doch ein wesentliches Charakteristikum seiner Historiographie, daß er möglichst genau festzustellen sucht, wie die Abläufe, die er schildert, zustande kamen; und speziell, wie sie sich zu den Absichten der Akteure verhielten; wieweit diese sie also zu bestimmen vermochten, in-

³²) Meier, Athen, 461 ff.

³³) 2,65.

³⁴) Zum Parthenon *Gottfried Gruben*, Die Tempel der Griechen (München ²1976).

nerhalb des multisubjektiven Geschehens. So kam er – doch wohl gerade weil er die Möglichkeiten menschlichen Berechnens ursprünglich hoch veranschlagt hatte – dazu, die große Rolle des Zufalls festzustellen. Er benutzte dafür nicht nur die eingeführten griechischen Termini (*tyche*, *xymphora*), sondern prägte auch einen eigenen Begriff für das Erwartungswidrige (*ho paralogos*). Es sei den menschlichen Dingen überhaupt, besonders aber dem Krieg, eigen, je länger er dauere, um so mehr. Dadurch wie durch seine Feststellungen über die stets gleichen Antriebe der menschlichen Natur sollte sein Werk zum *ktema es aei* werden: Denn dabei ging es ja nicht darum, weise für immer, sondern klug, unter anderm für das nächste Mal, zu werden³⁵.

Für den zeitlichen Horizont der griechischen Gesellschaft des 5. Jahrhunderts ergibt sich aus dieser Betrachtung eher ein negativer Befund: Wir finden keine Prognosen, die den Bereich des Handelns der damals Lebenden überschreiten. Man kann nicht sagen, wieviele Jahre Perikles im Höchsthfall für seinen Krieg voraussah. Aber selbst wenn er mit den zehn Jahren gerechnet hätte, die es dann bis zum Nicias-Frieden dauerte, wäre seine Voraussicht – bei aller Großartigkeit der Planung – zeitlich recht begrenzt gewesen. Sie hätte sich beschränkt auf eine Frist, welche normalerweise auch für Männer, die, wie Perikles, damals etwa sechzig Jahre alt waren, noch in Reichweite lag.

So gehört es vermutlich zu einer Zeit, für die politisches Handeln der zentrale Faktor von Veränderung war. Einer Zeit, die als Veränderung überhaupt fast nur die Wandlungen politischer Verhältnisse begriff, negativ gesagt: die mit längerfristigen Wandlungen wirtschaftlicher, gesellschaftlicher oder verkehrsmäßiger Struktur, mit solchen der Mentalität, der Demographie oder des Verhältnisses des Menschen zur Natur nicht rechnete – und in der solche Wandlungen auch kaum vorkamen. Nicht einmal die Aufteilung der griechischen Welt in viele Poleis schien ja irgend in Frage gestellt zu sein, und daran, daß sich Griechenland einmal im größeren politischen Kontext der östlichen Mittelmeerwelt zu verändern hätte, scheint keiner gedacht zu haben³⁶.

³⁵) *Thukydides* 1,22; 8,24,5 u.ö. *Otto Regenbogen*. Thukydides als politischer Denker, in: *Herter*, (wie Anm. 27), 46 ff.

³⁶) Erst bei Isokrates findet sich die Vorstellung, daß sich die Griechen unter Führung, sei es Athens, sei es des Makedonenkönigs Philipp, zu einem Bündnis zusammenschließen sollen, um Kriege unter sich zu erübrigen und gemeinsam gegen die Perser zu ziehen (wofür zugleich ein soziales Argument sprach: die bedrohlich groß gewordene Zahl der Besitz- und Arbeitslosen, die an vielen Stellen herumlungern

Was man andererseits an großen neuen Möglichkeiten des Menschen erschloß, stand auf einem anderen Blatt. Es mochte sich zwar in Politik und Waffentechnik auswirken, aber man konnte dies nicht als Teil eines allgemeineren Veränderungsprozesses verstehen; jedenfalls nicht für Gegenwart und Zukunft.

Man muß hier sehr genaue Unterscheidungen treffen, muß Dinge sorgfältig auseinanderhalten, die im modernen Geschichtsbegriff ineinander übergehen. Die Mehrung des Könnens konnte nicht als ein allgemeiner Fortschrittsprozeß verstanden werden (mit einer Ausnahme, auf die gleich noch zu sprechen zu kommen ist). Erstens wurden nur in einem überschaubaren Kreis von Männern, Fachleuten je auf ihrem Gebiet, zum Teil auf mehreren Gebieten zugleich, deren Fähigkeiten bewußt. Das konnte so weit gehen, daß ein Musiker damals erklärte: „Jetzt ist die Zeit des jungen Zeus“, worin sich ein Bewußtsein der Höhe der eigenen Zeit spiegelte³⁷. Aber das war nur gleichsam eine Grenzerkenntnis, über die man nicht hinauskam, ja die nicht verallgemeinert werden konnte.

Zweitens war das Bewußtsein der neuen Möglichkeiten insofern ambivalent, als man wußte, in wie verschiedenen Richtungen sie genutzt werden konnten. Im berühmten Chorlied aus Sophokles' *Antigone*, das die großartigste damalige Demonstration menschlichen Könnens darstellt, wird am Schluß sehr eindrücklich erklärt, daß es sowohl zum Guten wie zum Bösen gebraucht werden könne. Ganz im Sinne der Polis sei der, der es unter Beachtung der Gesetze und des göttlichen Rechts verwende; wider den Sinn der Polis dagegen der, dem seines Übermuts wegen das Ungute beiwohne³⁸. Und gleich darauf ist im zweiten Chorlied desselben Dramas davon die Rede, daß Menschen nur ein kurzes Stück weit kommen, ohne daß Verblendung sie beschleiche.

Aus dem einen wie aus dem anderen Grunde konnte man nicht mit einer allgemeinen Verbesserung rechnen – es gab da auch keine breite Schicht, die an sich selbst in vergleichsweise kurzer Zeit so umfassende Verbesserungen der allgemeinen Verhältnisse wahrgenommen (und

ten). Das war aus der griechischen Poliswelt heraus gedacht, die auf diese Weise, wenn auch in der Handlungsfreiheit beschränkt, konserviert werden sollte (Panegyrikos von 380, Philippos von 346, *Edouard Will, Le Monde Grec et l'Orient 2* [Paris 1975] 86 ff.). Eine Prognose verbindet sich damit nicht. Vgl. u. Anm. 49.

³⁷) Fragment 7 (*Diehl*, [wie Anm. 26]), 150. Vgl. *Timotheos, Die Perser*, hrsg. von *Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff* (Leipzig 1903) 64 ff.

³⁸) *Antigone* 332 ff. 582 ff. Vgl. *Aristoteles, Politik*, 1253 a 29 ff.

sich dann mit der Menschheit verwechselt) hätte wie die neuzeitliche Bourgeoisie. Der antike „Fortschritt“ war eben, genau genommen, gar kein Fortschritt, keine, aufs Ganze gesehen, beträchtliche Veränderung, sondern nur eine Mehrung des Könnens innerhalb im ganzen gleichbleibender Verhältnisse.

Drittens war es dadurch, daß ein kleiner Kreis von Männern sich selbst auf der Höhe der Zeit empfand, offenbar gegeben, daß in diesem Kreis, wie Ludwig Edelstein es genannt hat, eine *illusion of finality* sich breit machte³⁹.

So waren die Folgerungen, die man aus dem eigenen Vermögen zog, beschränkt; im wesentlichen bestanden sie in Konsequenzen, die sich unmittelbar aus der eigenen Erfahrung sowie aus Rückschlüssen, die dadurch nahegelegt waren, ergaben. Einer dieser Rückschlüsse war, daß sich offenbar das menschliche Können in der Vergangenheit erheblich gemehrt hatte. Es galt, die Differenz zwischen dem Urzustand und der Höhe der eigenen Zeit zu überbrücken. Dies geschah in der „Kulturentstehungslehre“, in der, wenn man so will, die Geschichte menschlicher Zivilisation von den Anfängen bis zur Entstehung der Polis konstruiert wurde. Aber daraus wurde nichts für die weitere Zukunft extrapoliert.

Ähnlich konnte aus den Erfahrungen des eigenen Könnens die Frage resultieren, wie dieses Können sich innerhalb einzelner Zweige, etwa bestimmter Wissenschaften, bestimmter Techniken, entwickelt habe. Aber solche „geschichtlichen“ Abrisse blieben Sache der einzelnen Fächer, daraus ergab sich nichts für eine allgemeinere Geschichte⁴⁰. Ganz entsprechend wurden ja auch die hohen theoretischen Erkenntnisse antiker Wissenschaft so gut wie nie praktisch angewandt. Ja, es gab in der Allgemeinheit sogar die merkwürdige Sitte, daß man auch dann an Erkenntnissen dessen, der als erster etwas entdeckt hatte, festhielt, wenn die Wissenschaft längst darüber hinausgegangen war⁴¹.

Nur in der Wissenschaftsgeschichte liefen die Erfahrungen darauf hinaus, daß in Zukunft weitere nennenswerte Fortschritte zu erwarten seien. „Wahrlich, nicht von Anfang an haben die Götter den Sterblichen alles enthüllt“, schreibt Xenophanes, wohl um 500; und er fährt im Prä-

³⁹) The Idea of Progress in Classical Antiquity (Baltimore 1967).

⁴⁰) Meier, (wie Anm. 22), 357.

⁴¹) Vgl. etwa Albrecht Dihle, Die Griechen und die Fremden (München 1994) 117f.

sens fort: „sondern mit der Zeit finden sie suchend Besseres hinzu“⁴². Nicht lange nach 400 heißt es bei dem Tragiker Chairemon: „Es gibt nichts bei den Menschen, was nicht, wenn man es untersucht, mit der Zeit gefunden wird.“⁴³ Die Erforschung der Wahrheit erscheint als Zusammenhang unendlich vieler einzelner Beiträge.

So hat die Antike auch in der Wissenschaftsgeschichte längerfristige Prognosen angestellt. Zu erinnern wäre vor allem an die berühmten Voraussagen Senecas. Zur Astronomie etwa: „Es wird die Zeit kommen, da Verstand und gewissenhafte Forschung eines längeren Zeitraums ans Licht bringt, was jetzt verborgen ist. da unsere Nachkommen sich wundern, daß wir so offensichtliche Dinge nicht gewußt haben.“ Und an anderer Stelle: „Vieles uns Unbekannte wird die Menschheit einer kommenden Zeit wissen und vieles ist für die Jahrhunderte, welche sein werden, wenn die Erinnerung an uns erloschen ist, reserviert. Eine Winzigkeit wäre das Weltall, wenn nicht jedes Zeitalter in ihm etwas zu erforschen hätte“ –, so daß er dann sogar mit der Entdeckung neuer Kontinente jenseits des Atlantik rechnet, was ja wohl nur als Extrapolation aus andern Fortschritten zu verstehen ist⁴⁴.

Die wissenschaftsgeschichtlichen Prognosen der Antike blieben also entweder ganz allgemein oder sie richteten sich, sofern sie spezifisch waren, auf geradezu phantastische Erkenntnisse und Entdeckungen, die dann auch erst mehr als ein Jahrtausend später gemacht wurden. Aber auch dann blieben die verschiedenen Gebiete, auf denen es zu Fortschritten kam, gegeneinander wie gegen die Praxis isoliert. Ein allgemeiner Verbesserungsprozeß war nicht erkennbar.

Damit müßte klar sein, warum antike Prognosen sich nicht auf Wandel von Technik, Wirtschaft, Gesellschaft, Moral oder dergleichen beziehen konnten. Warum sie sich also, außer in der Wissenschaftsgeschichte, auf die Ereignisgeschichte beschränkten. In der Regel begnügte man sich mit religiösen Formen der Voraussage. Zur Orientierung brauchte man die Prognose nicht. Sofern man etwas vorausberechnete, bezog sich das vermutlich eher auf Wochen und Monate, etwa eine Schlacht oder einen Kriegszug, als auf längere Zeit (es sei denn,

⁴²) Fragment 18 (Vorsokratiker I.133).

⁴³) Fragment 21 (A. Nauck, *Tragicorum Graecorum Fragmenta* [Leipzig 2¹⁸⁸⁹] 788). Vgl. zum „Fortschritt“ in der Antike, *Christian Meier*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe* 2 (Stuttgart 1975) 353 ff.

⁴⁴) *Naturales quaestiones* 7,25,4f. 30,5, *Medea* 374 ff.

man rechnete damit, daß eine durch Krieg dezimierte Bürgerschaft irgendwann wieder ihre alte Stärke gewinnen und sich rächen konnte). Perikles' Prognose ist – wie auf andere Weise die des Themistokles – im Rahmen der Antike also als Ausnahme zu verstehen, die der ausnahmsartigen Stellung Athens entsprach.

Doch auch Perikles rechnete damit, daß sich die Verhältnisse, aufs Ganze gesehen, auch im Politischen, gleich blieben. Er behauptete nicht, daß Athen die alte Regel durchbrochen hätte, wonach keine Macht auf die Dauer stark sein könne, vielmehr stets dem Auf- der Abstieg folge. In all diesen Variationen vollzog sich gleichsam eine Gesetzmäßigkeit. Letztlich lief es immer aufs gleiche hinaus⁴⁵. Nur in der Sphäre des Ruhmes sollte Athens Größe Ewigkeit beschieden sein. Entsprechend hält Perikles es nach Thukydides auch für möglich, daß die Athener „nachließen (alles nämlich ist von Natur dazu bestimmt, auch abzunehmen)“⁴⁶. An sich hätte auch der Gedanke nahe gelegen, den Hektor bei Homer äußert, daß nämlich ein Tag käme, an dem das heilige Ilion hinsinken werde. Eben dieses *essetai hemar* soll später Scipio Aemilianus angesichts des zerstörten Karthago zitiert und auf Rom bezogen haben⁴⁷. Allein, soweit wollte Perikles offenbar nicht gehen. Allerdings bestand am Ende des Peloponnesischen Kriegs die Gefahr der Zerstörung Athens. Aber die Spartaner haben dafür gesorgt, daß es nicht dazu kam; angeblich übrigens entsprechend eines Vorauswissens der Athener⁴⁸.

Der Glaube, daß jeder Größe der Niedergang drohe, entsprach den durchaus labilen Machtverhältnissen, die der griechischen Welt seit Jahrhunderten eigen waren; der Erfahrung der engen Grenzen, die allem größeren, dauerhafteren Machtgewinn damit gesetzt waren, daß die Eigenständigkeit der Poleis so stark im griechischen Wissen, ja in Lebens- und Seinsformen verankert war, daß sie als ganz selbstverständlich galt. Die spezifisch griechischen Auffassungen vom „Neid der Götter“, vom „Tragischen“ könnten durchaus mit der breiten Lage-

⁴⁵) Meier, (wie Anm. 22), 408 ff.

⁴⁶) 2,64,3. Zum Ruhm noch 2,41,3f.

⁴⁷) Vgl. A. E. Astin, Scipio Aemilianus (Oxford 1967) 282f. Vgl. dazu Hermann Lübke, Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse. Analytik und Pragmatik der Historie (Basel, Stuttgart 1977) 279.

⁴⁸) Thukydides 5,91.

rung der Macht, der großen Schwierigkeit der institutionellen Befestigung von Machtpositionen zusammengehangen haben⁴⁹.

Deswegen konnte auch die politische Prognose nicht damit rechnen, daß bestimmte Großmächte in der Zukunft herrschten – was die europäischen Prognostiker des 19. Jahrhunderts so sehr beschäftigte. Wobei allerdings hinzukam, daß die Griechen eben jenen Wandel außerpolitischer Bedingungen der Macht (der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Demographie, der Mentalität etc.) nicht kannten, dem im 19. Jahrhundert die Stärke der künftigen Großmächte verdankt werden sollte. Aber das eine hing ja mit dem andern zusammen: in der Moderne der Staat und der Fortschritt, während es in der griechischen Poliswelt nur Polis und ein Könnensbewußtsein gab.

* * *

Auf der Folie der Antike wird die Problematik der Neuzeit deutlicher. Mit der Erfahrung, daß in der Geschichte alles im Wandel begriffen sei, werden andere, sehr viel weitgreifende Prognosen notwendig und möglich. „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ treten auseinander (Koselleck). Seit dem 18. Jahrhundert ist der Zukunftshorizont derart ungewiß, daß man sich ohne Voraussicht kaum mehr ausreichend zurechtfinden kann.

Nun herrschte in breiten Kreisen nicht nur ein Könnens-, sondern ein Fortschrittsbewußtsein, das Bewußtsein eines Prozesses, der verkehrsmäßig wie in Wissenschaft, Handel und Produktion, gesellschaftlich, ja moralisch und politisch zum Besseren führt. Seine Verursachung ist außerordentlich breit, keineswegs nur Sache von Fachmännern. Letztlich läuft der Fortschrittsbegriff auf eine einzige große, wenn auch sehr allgemeine Prognose hinaus.

Nachdem seit der Antike alle Prognose, grob gesagt, durch das

⁴⁹) Wenn *Herodot* erwägt, falls die Thraker, das größte Volk nach den Indern, unter einem Herrscher stünden und einmütig seien, wären sie unbesiegbar und das mächtigste aller Völker, so fügt er gleich hinzu, daß es dazu nie kommen könne (5,3,1). Entsprechend *Aristoteles* über die Griechen: Politik 1327 b 31 ff. Vgl. 1252 b 8. *Matthias Gelzer*, Kleine Schriften 3 (Wiesbaden 1964) 5. Zu *Isokrates* siehe Anm. 36. Eine ähnlich im Irrealis ausschließende Möglichkeitserwägung auf anderem Feld: *Aristoteles* 1253 b 33 ff.: Wenn es, wie die Sage von Daidalos und Homer von Hephaistos berichtet, Werkzeuge gäbe, die „automatisch“ arbeiteten. „dann freilich bedürfte es für die Meister nicht der Gehilfen und für die Herren nicht der Sklaven“.

Gleichbleiben der außerpolitischen Bedingungen von Politik, das Gleichbleiben auch der menschlichen Natur möglich geworden und bedingt war (in diesem Sinne war ja *historia magistra vitae*⁵⁰), war es jetzt gerade der umfassende, diese Bedingungen gründlich verwandelnde Veränderungsprozeß, welcher Prognosen provozierte. Und zwar ebenso gut bei Freunden wie bei Skeptikern und Feinden der zu beobachtenden Bewegung.

Burckhardt bemerkt in der Einleitung zu seiner Geschichte des Revolutionszeitalters vom 6. November 1871, man habe um 1830 noch meinen können, „die Revolution sei ein Abgeschlossenes“. „Jetzt dagegen wissen wir, daß ein und derselbe Sturm, welcher seit 1789 die Menschheit faßte, auch uns weiter trägt.“ „Das Hauptphänomen unserer Tage ist das Gefühl des Provisorischen“, hatte er an gleicher Stelle schon vier Jahre zuvor gesagt. „Die Weissagung ist zwar gestorben, aber es ist Tatsache, daß unsere Zeit überhaupt *Zukunftsberechnungen, Konstruktionen* provoziert.“ Reinhard Wittram nimmt das auf und erklärt, wir seien damit „wesensmäßig mit unseren unwillkürlichsten Regungen auf Zukunft bezogen, so hängt alles davon ab, welchen Begriff wir von ihr haben“⁵¹. Jetzt läßt sich, wie Lorenz von Stein 1852 schreibt, erkennen, daß „die vorhandenen Verhältnisse etwas anderes und Weitergreifendes bedeuten, als sie sind“⁵².

Wenige sind sich der damit sich stellenden Probleme so bewußt gewesen wie Tocqueville, der von dem *mouvement* in Richtung auf Gleichheit und Demokratie meinte, er sei schon zu stark, um noch aufgehalten werden zu können, hinwiederum aber auch noch nicht so reißend, daß man nicht hoffen könnte, ihn zu lenken. Er sagt von den christlichen Völkern: *leur sort est entre leurs mains; mais bientôt il leur échappe*. Das klingt, im letzten Teil, genau wie bei Solon. Und er zieht daraus die Folgerung: *Il faut une science politique nouvelle à un monde tout nouveau*. Nur, „daran denken wir kaum. Mitten in einem reißenden Fluß befindlich richten wir unsere Augen stur auf einige Trümmer, die man noch am Ufer erkennt, während der Strom uns davonreißt und uns

⁵⁰ Reinhart Koselleck, *Historia Magistra Vitae*. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte, in: *ders.*, *Vergangene Zukunft* (wie Anm. 16), 38 ff.

⁵¹ *Historische Fragmente* (Stuttgart, Berlin 1942) 200, 201, 195, 210. Wittram, *Zukunft in der Geschichte*. Zu Grenzfragen der Geschichtswissenschaft und Theologie (Göttingen 1966) 22.

⁵² Zur preußischen Verfassungsfrage, 1852 (Nachdruck Darmstadt 1961) 35.

rücklings auf die Abgründe zuträgt.“⁵³ Hannah Arendt hat gemeint, wir hätten jedesmal eine Geschichtsphilosophie bekommen, „wenn wir mit Tocqueville oder mit Marx hoffen konnten, eine politische Philosophie, die den Anforderungen der neuzeitlichen Welt gerecht werden würde, zu erhalten“⁵⁴. In diesen Worten ist vermutlich die ganze Problematik der Orientierung in einem derart historisch sich erlebenden Zeitalter wie dem 19. Jahrhundert enthalten.

Vielerlei Prognosen jener Zeit ergaben sich einfach aus einer, übrigens oft sehr guten, Fortschreibung sich schon ankündigender Bewegung, so etwa Condorecets schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts geäußerte Erwartung, daß Chemie und Medizin das Leben umgestalten würden, daß die menschliche Lebensdauer verlängert werden könnte.

Marx dagegen meint, die Zukunft in den „Widersprüchen“ seiner Gegenwart schon als anwesend zu erkennen: „Wenn das Proletariat die *Auflösung der bisherigen Weltordnung* verkündet, so spricht es nur das *Geheimnis seines eigenen Daseins* aus, denn es *ist* die *faktische* Auflösung dieser Weltordnung“ oder: „Der Kommunismus ist die notwendige Gestalt und das energische Prinzip der nächsten Zukunft.“⁵⁵

Interessant wäre es, den Gründen nachzugehen, die Heinrich Heine zu seiner Prognose der deutschen Revolution bestimmten, welche nach '33 als so realistisch erscheinen konnte⁵⁶.

Ein besonderes Kapitel bildet die Reihe der Voraussagen über die Rolle Rußlands und der USA als künftiger Weltmächte, von Melchior von Grimm über Tocqueville zu Friedrich List und Nietzsche. Sie sind von sehr verschiedener Qualität, wie ihre Begründungen zeigen⁵⁷.

„Es ist möglich, das Kommende vorherzusagen, nur daß man das

⁵³) Oeuvres Complètes I (Paris 1961). De la Démocratie en Amérique, I, 5.

⁵⁴) Fragwürdige Traditionsbestände im politischen Denken der Gegenwart (Frankfurt a.M. o.J.) (jedoch 1958) 112 f.

⁵⁵) Die Frühschriften (Stuttgart 1955) 223, 248.

⁵⁶) Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. 1834, in: Gesammelte Werke 5 (Berlin 1955) 338 f. (Einige enge Berührungen bei Marx, Zur Kritik der hegelschen Rechtsphilosophie, Einleitung [1843/4] Frühschriften 223 f. können kaum zufällig sein). Vgl. dazu Siegfried A. Kaehler, Über einige politische Visionen des 19. Jahrhunderts, in: Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse Nr. 4 (Jahrgang 1954) 81 ff.

⁵⁷) Melchior von Grimm, Lettres de Grimm à l'Imperatrice Catherine II., hrsg. von J. Grot (1880) 293 ff.; Alexis de Tocqueville, (wie Anm. 53), 430 f.; Friedrich List, Werke 5 (Berlin 1928) 501; Friedrich Nietzsche, Unschuld des Werdens (Leipzig 1931) 436 u.ö. (Nur über Rußland! Zu Amerika etwa 432).

einzelne nicht prophezeien wolle“, hat Lorenz von Stein 1852 in seiner Kleinen Schrift ‚Zur preußischen Verfassungsfrage‘ geschrieben, und Reinhart Koselleck hat gezeigt, daß er diesen Anspruch verblüffend gut eingelöst hat: durch eine genaue Analyse der preußischen Verhältnisse, die es ihm ermöglichte, das Wirken der von ihm beobachteten Kräfte in der Zukunft der nächsten Jahrzehnte zu prognostizieren. Er fragte „nach den konkreten Voraussetzungen einer Verfassung, nach den Bedingungen ihrer Möglichkeit. „Denn das Verfassungsrecht entsteht nicht aus dem Recht der Gesetze, sondern aus dem Recht der Verhältnisse.“ Koselleck bemerkt dazu: „Stein dachte geschichtlich, nicht utopisch; er schloß von dem bekannten Heute auf das mögliche Morgen, er schritt von der Diagnose zur Prognose, nicht umgekehrt. „Nur daß sich auch hier die alte Erfahrung bestätigen wird, daß die Menschen lieber in gewohntem Gedankengange unrecht, als in ungewohntem recht haben mögen.“⁵⁸

Friedrich August Ludwig von der Marwitz sagte 1814 voraus, wer sich der „Idee eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes“ bemächtige, werde in Deutschland herrschen; nähme der preußische König den Titel eines „Königs der Teutschen in Preußen, Brandenburg und Sachsen“ an, so wolle er sich „verbürgen, daß, ehe fünfzig Jahre vergehen, der König der Teutschen ... auch Franken, Schwaben, Rheinland usw. in seinem Titel führen würde“. Friedrich Engels prognostizierte 1887, daß der nächste Krieg ein Weltkrieg werde; ähnlich, wenn auch mit weniger Phantasie, Helmuth von Moltke 1890 – um damit die Reihe abzuschließen⁵⁹.

⁵⁸) Koselleck, *Vergangene Zukunft* (wie Anm. 16), 87 ff.

⁵⁹) *Marwitz*, Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege, hrsg. von *Friedrich Meusel* 2.2 (Berlin 1913) 223 f. (Brief an Hardenberg September 1814); *Marx-Engels-Werke* 21 (Berlin 1962) 350. *Moltke*, *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten* 7 (Berlin 1893) 139. Zum Zusammenhang, auch dazu, daß Moltke seine Einsichten keineswegs auch dem Generalstab eingehämmert hat: *Rudolf Stadelmann*, *Moltke und der Staat* (Krefeld 1950) 324 ff. Bei *Arnold Ludwig Hermann Heeren*s Bemerkung von 1816, wenn der deutsche Bund sich in eine „große Monarchie mit strenger politischer Einheit“ verwandle, könne er nicht lange „der Versuchung widerstehen, die Vorherrschaft in Europa sich zuzueignen“, angesichts der „materiellen Staatskräfte, die Deutschland besitzt“, handelt es sich nicht um eine Prognose, denn, daß die Möglichkeit dazu gegeben sei, wird nicht erwogen. Heeren stellt nur im Irrealis fest, was im gedachten Fall passieren würde. Der Deutsche Bund in seinen Verhältnissen zu dem Europäischen Staatensystem (Göttingen 1816) 11 f. Vgl. auch Beleredis Voraussage von 1871, nach der Einigung, bei

Doch geht es hier nicht darum, Beispiele aus der langen – und noch erheblich zu verlängernden – Reihe berühmter oder weniger berühmter Prognosen vorzulegen. Wenn es um den spezifischen Zukunftshorizont jener Zeit geht, wäre sehr viel mehr einzubeziehen. Es ist etwa nach den impliziten Prognosen zu forschen, die der Arbeit der Sozialdemokratie im vorigen Jahrhundert zugrunde lagen; nach den Vorstellungen vom wirklichen „Staatsmann“, der im Unterschied zum bloßen Politiker schon an das Übermorgen denkt⁶⁰.

Man hätte zu untersuchen, wieweit die modernen Parteien mit ihrer Programmatik durch den besonderen prognostischen Horizont einiger Jahrzehnte bestimmt waren – (und eben dadurch, daß dieser Horizont heute verdunkelt zu sein scheint, in zusätzliche Schwierigkeiten geraten). Was macht es dabei aus, daß eine Zeitlang wichtigste Teile des Wandels zugleich Streitpunkte der Parteien waren – so daß sie wirklich auf die Tagesordnung der Politik gelangen konnten? Ja man könnte einfach dem Gebrauch von Worten wie „schon“ und „noch“ nachgehen – um zum weiteren Kreis dieser Thematik Belege zu finden. Walter Benjamins Aussage, es sei nicht philosophisch, darüber zu staunen, „daß die Dinge, die wir erleben, im 20. Jahrhundert ‚noch‘ möglich sind“, nimmt Bezug auf eine weit verbreitete Anschauung: wenn man sich umsieht, findet man Belege allenthalben⁶¹.

Golo Mann, Plädoyer für die historische Erzählung, in: *Jürgen Kocka, Thomas Nipperdey*, Theorie und Erzählung in der Geschichte (München 1979) 49f.

⁶⁰) Auch hier ließe sich eine Prognose zitieren: Friedrich Engels fand 1895, daß die sozialdemokratische Wählerschaft „so spontan, so stetig, so unaufhaltsam und gleichsam so ruhig... wie ein Naturprozeß... zu der entscheidenden Macht im Lande heranwachsen werde, vor der alle andern Mächte sich beugen müssen, sie mögen wollen oder nicht“, in: Einleitung zu *Karl Marx*, Klassenkämpfe in Frankreich, Marx-Engels-Werke 22 (Berlin 1963) 524. Das Problem der Auffassung des Staatsmanns spielt (selbstverständlich theoretisch unreflektiert) auch in der Alten Geschichte, in der Deutung etwa Caesars und des Augustus, eine große Rolle. Vgl. nur die Debatte zwischen *Hermann Strasburger* (Caesar im Urteil seiner Zeitgenossen, in: *Historische Zeitschrift* 175 [1953] 225 ff., Erweiterte Auflage: Darmstadt 1968) und *Matthias Gelzer* (War Caesar ein Staatsmann?, in: ebd. 178 [1954] 449 ff.). Zur Sache, wenn auch nur in kurzen Andeutungen: *Christian Meier*, Die Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar (Frankfurt a.M. 1980) 91.

⁶¹) *Gesammelte Schriften* I (Frankfurt a.M. 1974) 697. Vgl. *Joseph Roth*, Glauben und Fortschritt, Werke 4 (Köln 1975) 632 ff. Aber auch: *Willy Brandt*, September 1973 in New York: „Die Freiheit des Intellekts ist immer noch nicht gesichert. Menschenrechte sind immer noch bedroht“ (Frankfurter Allgemeine vom 27. 09. 73).

Meine Vermutung geht jedenfalls dahin, daß in Form von expliziten wie von impliziten Prognosen vielerlei Aufschlüsse zu gewinnen sind, um zum einen Eigenarten des seit dem 18. Jahrhundert erschlossenen Zukunftshorizonts herauszuarbeiten, zum andern aber auch verschiedene Unterschiede nach Nationen, nach Phasen der Geschichte, sowohl einzelner Nationen wie Europas und der Welt, wie natürlich auch nach verschiedenen Gruppen, Klassen, Temperamenten. Die hier liegenden Erkenntnismöglichkeiten, die sowohl der Herausarbeitung moderner Eigenart wie der Absetzung anderer Zeiten ihr gegenüber dienen, sind jedenfalls nicht gering. Und man sollte sie nutzen.

Schließlich drängt sich auch die Frage auf, warum die alte Bundesrepublik von den Ereignissen des Jahres 1989 so völlig überrascht wurde. Um nur zweierlei zu nennen: Sie hatte die weiten Zukunftsperspektiven der achtundsechziger Generation, die Katastrophen- und Weltuntergangsstimmung der achtziger Jahre – aber in Hinsicht auf die politischen Möglichkeiten reichte ihr Blick kaum über die Gegenwart hinaus. Lag es daran, daß sie kaum außenpolitische Verantwortung trug? Oder daran, daß die Übermacht der Sowjetunion und ihr fester Wille, nicht herzugeben, was sie erobert hatte, seit dem Ende des Krieges tief in die Fundamente des Denkens und Erwartens der Deutschen eingeprägt waren? Oder wollte man einfach nicht über die liebenswerte Gegenwart hinausdenken – und schon gar nicht in Richtung Osten? An diese Fragen schließen sich die weiteren an, was dies alles für die deutsche Gesellschaft, was für ihre Intellektuellen, was für ihre Politiker bedeutet.

Hermann Lübbe hat geschrieben, daß „jede frühere Gegenwart ... ungleich mehr über ihre Zukunft wußte als unsere heutige Gegenwart, und zwar einfach deswegen, weil zu jeder früheren Zeit die Wahrscheinlichkeit ungleich größer war, daß die Zukunft der Gegenwart strukturell in wesentlichen Zügen gleichen werde. Die Zukunft wird unkalkulierbarer, wenn, wie es in unserer dynamischen Zivilisation der Fall ist, die Menge der unsere Situation strukturell verändernden Ereignisse und Vorgänge pro Zeiteinheit anwächst.“ Daher bedürfe es der Zukunftsforschung. „Man darf nur nicht übersehen, daß es sich dabei um einen Fortschritt in der Kompensation fortschreitend prekärer Fortschrittsnebenfolgen handelt. Der Segen dieses Fortschritts ist der Segen der Prothesen, und das Glück, das er bereitet, gleicht dem Glück des Kurzsichtigen, der seine Brille bekommt.“ Und er verweist auf die Un-

zahl von Einrichtungen, die sich international mit Fragen der Zukunftsforschung befassen.

Aber so sehr die Technik samt ihren vielfältigen Auswirkungen zu vielerlei Prognosen Anlaß gibt, so wenig scheint sich die Gesellschaft für ihre politische, ja auch: gesellschaftliche Zukunft zu interessieren. Auch insofern die Einigung Europas ins Auge gefaßt wird, geschieht dies zumeist in sehr isolierter Betrachtung, dergestalt, daß neben der Programmatik die Prognostik in Richtung auf die Möglichkeiten kaum Raum hat. Was aber hinwiederum auch für die Möglichkeiten und Grenzen der Zeitdiagnose von Interesse wäre. *Temps désastreux* seien *temps à prédictions*, hat Grimm 1790 geschrieben⁶². Aber das schließt ja nicht aus, daß auch Zeiten der Ratlosigkeit eine gewisse Voraussicht nahelegen, die dann freilich vielleicht so notwendig wie kaum möglich ist.

Hier geht es nicht nur um Gegenwartserkenntnis, sondern zugleich um Probleme von Historikern. Golo Mann hat 1964 bezeugt, es sei „unendlich schwer... jüngste Vergangenheit und Gegenwart als Historiker zu beschreiben, ohne einen Begriff von der nahen Zukunft, ohne eine Hoffnung, ohne einen Willen“. Er fügt hinzu, gerade aus diesem Umstand ergäbe sich „wohl, zumal für den deutschen Geschichtslehrer, eine schwere Belastung“⁶³. Vermutlich gilt das weit über den Geschichtsunterricht hinaus.

* * *

Jacob Burckhardt hat einen der neun Abschnitte, in die er seine Griechische Kulturgeschichte gliedert, „Die Erkundung der Zukunft“ überschrieben. Das ist der kürzeste Abschnitt, aber er umfaßt immerhin 61 Seiten. Schon im dritten Absatz kommt er auf einen Vergleich zu seiner eigenen Zeit, von der er sagt: „Außerdem will unsere jetzige Zeit die Zukunft womöglich vorausberechnen, so sehr auch Ungeduld und leidenschaftliches Wünschen sie dabei stören mögen. Ob diejenige Quote Wahnes, von welcher sie dabei geführt wird, wesentlich geringer ist als in den Zeiten des sogenannten Aberglaubens, wird schwer zu sagen sein. Das Altertum dagegen, wie die meisten Heidentümer überhaupt, glaubte das Künftige auf wunderbare Weise erfahren zu können.“⁶⁴

⁶²) Lübbe, (wie Anm. 47), 325f. 130. Grimm, (wie Anm. 57), 93.

⁶³) Ebenfalls ein Korreferat zu Erdmann, (wie Anm. 1f.), 76.

⁶⁴) Griechische Kulturgeschichte 2 (Darmstadt 1962) 255ff. Vgl. Fritz Wehrli, An-

Die Abhandlung selbst bietet ausführlich und detailliert, was wir über die verschiedenen Arten solch wunderbarer Zukunftserkundung wissen, ohne freilich die Frage zu stellen, wieweit man aus den Auffassungen über Geschehen und Historie Rückschlüsse darauf ziehen kann, wie sich den Griechen jeweils der Zukunftshorizont darstellte; wobei dann die Ausnahme, Athen im 5. Jahrhundert, besonders zu erwähnen gewesen wäre.

Aber entscheidend ist, daß die Bedeutung der Zukunftserkundung Burckhardt offenbar nur allzu bewußt gewesen ist; im Gegensatz zu vielen anderen. Was immer im einzelnen zu seinen Ausführungen zu bemerken wäre: Es bleibt jedenfalls bestehen, daß hier für die verschiedensten Epochen ein wichtiges Problem liegt – dessen Behandlung um so dringender wird, je mehr die Geschichtswissenschaft vor der Frage steht, die Eigenart der verschiedenen Epochen und Gesellschaften für sich und insbesondere im Vergleich zueinander deutlich zu machen.

Nicht nur also die handlungsleitenden respektive -hemmenden Prognosen, die in der Politik eine Rolle spielen, sondern auch die allgemeinen Zukunftshorizonte und -probleme, die die Gesellschaften in ihrer jeweiligen Gegenwart beschäftigen, unter Umständen auch prägen, verdienen unser Interesse.

Es stellt sich im Anschluß daran noch ein Spezialproblem in Hinsicht auf die Geschichte – bevor jene zwei Fragen zu erörtern sind, die dem prognostischen Einschlag der Geschichtsschreibung und das prognostische Training der Historiker selbst betreffen.

* * *

Prognosen können das, was sie vorhersagen, auch herstellen: Daß man an Wahrsagungen nicht glauben, ihre Veröffentlichung jedoch sehr ernst nehmen soll, da durch sie viel Unheil angerichtet worden sei, hat schon Francis Bacon gefunden⁶⁵. Golo Mann spricht von den „Prognosen derer, die so tun, als seien sie reine Beobachter, als stünden sie außerhalb des Prozesses, den sie beobachten und durch ihre Voraussagen auch beeinflussen, als sei es nicht ihre eigenste Sache, die sie da pro-

tike Gedanken über Voraussagung der Zukunft, in: *Wehrli, Theoria und Humanitas* (Zürich 1972) 32 ff.

⁶⁵) *Essays oder praktische und moralische Ratschläge*, hrsg. v. *Levin L. Schücking* (Stuttgart 1970) 127.

agnostizieren“⁶⁶. Robert K. Merton hat in seinem Aufsatz über die Eigendynamik gesellschaftlicher Voraussagen darauf hingewiesen, „daß Definitionen einer Situation (Prophezeiungen oder Voraussagen), die im öffentlichen Bewußtsein wirksam sind, ein integraler Bestandteil der Situation selbst werden und dadurch spätere Entwicklungen beeinflussen“. Er rechnet ausdrücklich auch damit, daß „die ‚self fulfilling prophecy‘ ... ursprünglich eine *falsche* Definition“ gibt, „die ein neues Verhalten hervorruft, welches am Ende die zunächst falsche Vorstellung *richtig* werden läßt“. Die „trügerische Richtigkeit der ‚self fulfilling prophecy‘ verewigt die Herrschaft des Irrtums“⁶⁷.

Entsprechend legt Kant im Streit der Fakultäten dar, daß die jüdischen Propheten ebenso wie, modern gesprochen, „pessimistische“ moderne „Realpolitiker“ die Menschen derart bestimmen, daß sie eben das tun, was sie voraussagen. Daher seine berühmte Antwort auf die Frage, wie eine Geschichte a priori möglich sei: „Wenn der Wahrsager die Begebenheiten selber *macht* und veranstaltet, die er zum Voraus verkündigt.“ Er setzt dem eine „philosophische Vorhersagung“ entgegen, die an eine „Begebenheit“ seiner Zeit anknüpft, „das Phänomen nicht einer Revolution, sondern ... der *Evolution* einer *naturrechtlichen* Verfassung“: „Nun behaupte ich, dem Menschengeschlechte ... das ... nicht mehr gänzlich rückgängig werdende Fortschreiten desselben zum Besseren, auch ohne Sehergeist, vorhersagen zu können.“⁶⁸

Meines Erachtens sollte man aber doch fragen, wie weit unter verschiedenen Umständen die Macht „falscher“ Prognosen reichen kann. Und dies sowohl im Kurzfristigen wie im Langfristigen. Wie weit wäre man etwa mit der „Fortschritts“-Prognose gekommen, wenn nicht wirklich, und keineswegs unbedingt der Prognosen wegen, immer wieder neue Fakten aufgetaucht wären, die diese Prognose zu bestätigen schienen; die in irgendeiner Weise als Belege derartiger Annahmen dienen konnten?

Was wäre die Folge, wenn kritische Annahmen über die Zukunft unter den Verdacht der Fortschrittsvereitelung gestellt würden? Wenn im Zeichen des Rechnens mit Verbesserung immer neue Enttäuschungen geradezu provoziert würden? Wenn wir uns alle einreden ließen, die

⁶⁶) Wie Anm. 63, 79.

⁶⁷) Abgedruckt in: *Ernst Topitsch*, Logik der Sozialwissenschaften (1980) 144 ff.

⁶⁸) Werke in zwölf Bänden, Bd. 11 (Frankfurt a.M. 1964) 351 ff. Die Zitate: 351, 360, 361.

Dinge würden sich zum Besseren wenden und dabei jeden Kontakt zur Wirklichkeit verlören?

„Wenn Sie in Ihrem Garten einen Apfelbaum haben und hängen nun an denselben einen Zettel, auf den Sie schreiben: Dies ist ein Feigenbaum, ist denn dadurch der Baum zum Feigenbaum geworden? *Nein*, und wenn Sie Ihr ganzes Hausgesinde, ja alle Einwohner des Landes herum versammelten und laut und feierlich beschwören ließen: Dies ist ein Feigenbaum – der Baum bleibt, was er war, und im nächsten Jahr da wird sich's zeigen, da wird er *Äpfel* tragen und keine *Feigen*.“⁶⁹

Sollte man nicht, soweit das geht, auch in der Geschichte die Frage verfolgen, wann und unter welchen Umständen, durch welche Antriebe und in welchen Lebensbereichen *self fulfilling prophecies* eine Chance haben, sich, indem sie sich verwirklichen, als richtig zu erweisen? Es wäre dann zu fragen, welche Reichweite sie hatten, sowohl zeitlich wie gleichsam im Winkel ihrer Aussagen. Wo sonst als in der Geschichte ließe sich ausreichendes Material dafür finden? Die grundsätzliche Möglichkeit dagegen solcher Voraussagen braucht ebenso wenig bewiesen zu werden wie die Möglichkeit von *self defeating prophecies*⁷⁰.

* * *

Schließlich hat der Historiker in Hinblick auf die Arbeit seiner Vorgänger viel mit Prognosen zu tun – und sollte entsprechend auch in der eigenen Arbeit besondere Aufmerksamkeit darauf verwenden.

„Gute Historiker haben m.E., ob sie nun darüber nachdenken oder nicht, die Zukunft in den Knochen“, so schrieb – in Anlehnung an eine Äußerung von Charles Snow – Edward Hallett Carr in seinem Buch

⁶⁹) *Ferdinand Lassalle*. Über Verfassungswesen. Vortrag vom 16. April 1862 in Berlin (Darmstadt 1958) 53. Vgl. zur Problematik auch *Lübbe*, (wie Anm. 47), 314f. Einige Überlegungen zur historischen Einordnung der „Denkverbote“ unserer Jahre habe ich in der Neuen Rundschau 106/1 (1995) 9ff. angestellt („Denkverbote“ als Nachhut des Fortschritts? Über den Terror der Gutwilligen und die neue Unbequemlichkeit beim Denken der Zukunft).

⁷⁰) Hier liegt übrigens eine uralte Erfahrung: „Die Wahrheit sagen *und* gehört werden – an Cassandra und Jona wird deutlich, wie schwierig die Verbindung von beidem ist. Man kann die Wahrheit sagen und *nicht* gehört werden – Kassandras Erfahrung. Man kann gehört werden und muß dann feststellen, daß man nicht die Wahrheit gesagt hat – Jonas Erfahrung.“ *Jürgen Ebach*, Cassandra und Jona. Gegen die Macht des Schicksals (Frankfurt a.M. 1987) 31.

„Was ist Geschichte?“⁷¹. Golo Mann sprach davon, daß der Historiker in der Vergangenheit eine Bewegung entdeckt, die auf uns zukommt; eine Bewegung, „in der er selber noch steht und die er dann auch in die Zukunft projiziert, gedanklich weiterführt, gleichgültig ob er ihr bejahend oder verneinend gegenübersteht“. Er hielt dies Motiv für berechtigt, „und zwar um so mehr, je näher rein chronologisch der geschichtliche Gegenstand uns ist, je mehr er sich der eigentlichen Zeitgeschichte nähert“. „Wie ja auch die historischen Schriftsteller, die besonders stark an den großen Fragen ihrer Zeit teilnahmen, ihre Forschungen meist nicht sehr tief in die Vergangenheit führten, sich gern auf einen Zeitraum von zwischen 50 und 100 Jahren beschränkten: Tocqueville, Taine, Treitschke.“ Diese Regel ließe freilich Ausnahmen zu, wobei er besonders Theodor Mommsen erwähnt⁷².

Jedenfalls ist das Bild der Geschichte, das Historiker zeichnen, nicht nur potentiell von *ira et studium* in Hinsicht auf Parteiungen der Gegenwart oder Vergangenheit bestimmt, es ist nicht nur abhängig davon, wieweit sie neben den Feldherrn die Soldaten, neben den Tätern die Opfer, neben den Männern die Frauen, neben den Oberschichten die Unterschichten, neben der Makro- die Mikrogeschichte etc. berücksichtigen. Vielmehr ist auch die Weise, in der sie sich Ereignissen oder Prozessen widmen, in der sie in der Geschichte Gesetzmäßigkeiten oder reine Zufälle oder – eventuell besonders nachdrücklich – die Freiheit des Willens betonen, potentiell aufs stärkste von ihren Hoffnungen und Befürchtungen gelenkt. In sehr verschiedener Richtung, sei es, daß sie eher als Sieger oder eher als Besiegte urteilen, sei es eher im Sinne von Fortschrittshoffnungen oder mehr im Sinne von Zukunftsangst – um nur einige Alternativen aufzuweisen. Ich vermute, daß man gerade in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, je mehr die Liberalen vom Proletariat in Richtung Zukunft überholt zu werden drohten, interessante Veränderungen in diesem Punkt beobachten kann.

Gemessen an den modernen Gegenbildern könnte man meinen, daß zwischen Herodot und Thukydides in dieser Hinsicht keine großen Unterschiede bestünden, da beide im antiken Horizont einer im ganzen gleichbleibenden Welt befangen waren. Beide waren sich durchaus bewußt, daß die Geschichte offen ist⁷³ (und man sollte im Blick auf die

⁷¹) (Stuttgart 1963) 106.

⁷²) Wie Anm. 63, 79.

⁷³) Besonders schön dazu zum einen Herodots Erwägungen darüber, was geschehen

vorangegangenen, orientalischen Hochkulturen hinzufügen: Beide zeigen in ihren Werken zugleich, daß man bei den Griechen, wohl erstmals in der Weltgeschichte, große Darstellungen einer offenen Geschichte an die Öffentlichkeit geben konnte). Aber die Weise, in der Thukydides nach den Möglichkeiten von Planung und Vorausschau fahndet, zugleich im Horizont dieser Fragen entdeckt, wieviel „Erwartungswidriges“ sich ständig ereignet, die Weise auch, in der er meint, aus seiner Geschichtsschreibung könne man für künftiges Handeln etwas lernen, zeigt doch eine ganz andere Haltung gegenüber Politik als bei Herodot – und das wirkt sich in seiner Geschichtsschreibung aufs vielfältigste aus.

Größere Unterschiede als diese ließen sich gewiß in einem Vergleich etwa zwischen Ranke und Gervinus herausarbeiten, wahrscheinlich sogar zwischen verschiedenen Perioden in der historischen Arbeit Droysens. Und dafür, wie sehr auch für eine ferne Geschichte bestimmte gegenwartsorientierte Auffassungen von der historischen Motorik das ganze Werk eines Historikers prägen können, bietet Theodor Mommsens Römische Geschichte ein hochinteressantes Beispiel⁷⁴.

Aber man kann auch auf die verschiedenen Aussagen darüber, ob eine historische Erscheinung „endgültig“ gescheitert, vorbei oder tot sei, verweisen, welche Historikern unter Umständen allzu leicht von den Lippen kommen und – falls sie sich jedenfalls im Bereich jüngerer Vergangenheit bewegen – durchaus (wenn auch irrtümlich) prognostizieren

wäre, wenn die Athener sich 480 nicht gegen die Perser gestellt hätten (7, 139. *Hermann Kleinknecht*, Herodot und Athen, in: *Hermes* 75 [1940] 241 ff.). Zum andern die doppelte Erklärung des Ausgangs der Schlacht zwischen den Ägyptern und den Griechen von Kyrene an der Quelle Theste: In der ägyptischen Version steht es in der Rückschau von vorn herein fest, daß der König unterlag (2,162,3), denn „es mußte ihm schlecht ergehen“, in der griechischen dagegen war der Ausgang offen (4,159,4 ff.).

⁷⁴) *Christian Meier*, Das Begreifen des Notwendigen. Zu Theodor Mommsens Römischer Geschichte, in: *Reinhart Koselleck, Heinrich Lutz, Jörn Rüsen*, Formen der Geschichtsschreibung. Beiträge zur Historik 4 (München 1982) 201, bes. 222 ff. (Die historische Motorik). Immer richtet sich sein Auge ungeduldig auf das Fortschreiten, das Neue. Es wird ja „dem Geschlecht der Menschen, so wie es an Ziele zu stehen scheint, die alte Aufgabe auf weiterem Feld und in höherem Sinne neu gestellt“. Daß dies in der römischen Kaiserzeit nicht geschah oder jedenfalls daß diese Aufgabe damals nicht angepackt und gelöst wurde (sondern frühestens im Mittelalter), machte die Abfassung des vierten Bandes – was immer sonst dabei mitsprach – letztlich unmöglich.

stisch sein und auf die Darstellung sich auswirken können, wie zum Beispiel verschiedene Urteile westdeutscher Historiker darüber, daß der deutsche Nationalstaat „endgültig“ gescheitert sei⁷⁵.

Insofern leuchtet es wohl ein, wie wichtig es ist, in den Werken früherer Historiker auch die Frage nach deren Zukunftsverhältnis zu verfolgen. Eine größere Bewußtheit in diesem Zusammenhang scheint mir deswegen unbedingt geboten. Denn Historiker sollten, soweit es irgend geht, wissen, was sie tun.

* * *

In diesem Zusammenhang könnte sich aber noch etwas Weiteres empfehlen: Daß man nämlich über explizite eigene Prognosen sich der Offenheit der Geschichte und der zwangsläufigen Begrenztheit des Horizonts aller Zeitgenossen stärker bewußt zu werden versucht. Gewiß, keiner weiß so gut wie der Historiker, daß die Geschichte voller Überraschungen steckt. Und keiner soll sich anmaßen, zu meinen, er habe den Schlüssel zu irgendeiner und sei es naheliegenden Zukunft in der Hand. Aber mit derartigen Allerweltsweisheiten ist noch nicht viel erreicht.

Die ganze Problematik des beschränkten Zukunftshorizonts von Zeitgenossen sowie der Offenheit der Geschichte macht man sich am besten am eigenen Leibe klar – indem man selber prognostiziert (wobei gegen das Eingrenzen auf mögliche Alternativen und gegen Konditionalsätze nichts einzuwenden ist). Nicht, um das zu veröffentlichen, nicht, weil der Historiker eine besondere Kompetenz der Zukunft gegenüber hätte⁷⁶! Vielmehr zur eigenen Kontrolle. Indem man etwa von Zeit zu Zeit eigene Prognosen aufschreibt, mit dem Datum versieht und

⁷⁵) Dazu etwa *Jens Hacker*, *Deutsche Irrtümer. Schönfärber und Helfershelfer der SED-Diktatur im Westen* (Berlin, Frankfurt a.M. 1992) 352 ff. Hier wäre der letzte Band von Nipperdeys *Deutscher Geschichte* ein Gegenbeispiel: Er ist von der inzwischen erfolgten deutschen Einigung mitbestimmt.

⁷⁶) Darauf hat zu Recht *Wittram*, (wie Anm. 51), hingewiesen. Der Historiker kann freilich Kenntnisse, Fragestellungen und analytische Methoden beibringen, die ihm in der Zeitdiagnose zugute kommen. Sie haben mir, wenn ich das aus eigener Erfahrung illustrieren darf, bei meiner Prognose eines Fortbestands der DDR-Identität im November 1989 geholfen (Frankfurter Allgemeine Zeitung 23.11.1989. Auch: *Christian Meier*, *Deutsche Einheit als Herausforderung* [München, Wien 1990] 24 ff.). Wie treffend diese Prognose war, ist mir freilich im Juni 1990 schon nicht mehr klar gewesen (ebd. 22), in andern Hinsichten lag ich eindeutig falsch.

irgendwo aufbewahrt, um sie sich später einmal wieder anzusehen. Man sollte auch seine Studenten dazu auffordern. Ja, es könnte sich empfehlen, daß man auch Seminare zur Prognose abhält.

Ich kann berichten, daß dies außerordentlich interessant sein und lebhaftige Mitarbeit hervorrufen kann, und zwar gerade in dem Teil, wo die Einzelnen eigene Prognosen anzufertigen haben (nachdem man die Prognosen anderer aus der Vergangenheit gehörig studiert hat). Schon was von den Studenten zum Gegenstand der Prognose gemacht wird, für das eigene Land, für den Erdteil wie für die ganze Welt, erweitert die Umsicht und schärft die Fragen der Beteiligten. Sowohl geographisch, wie insbesondere auch in Hinsicht auf die verschiedenen Dimensionen, in denen sich Geschichte abspielt – und nicht zuletzt auf deren Zusammenhang. Die Diskussion trägt zusätzlich dazu bei. Man lernt es, der eigenen Zeit mit viel mehr Aufmerksamkeit, mit größerer Distanz, einem weiteren Horizont und geschärftem Möglichkeitssinn zu begegnen – was keinem Historiker zum Schaden gereicht.

Das scheint gerade heute höchst aktuell zu sein. „Wie lange unser Planet noch organisches Leben dulden wird und wie bald mit seinem Erstarren, mit Aufbrauch der Kohlensäure und des Wassers auch die tellurische Menschheit verschwindet, mag auf sich beruhen“, hat Jacob Burckhardt 1871 geschrieben, und er hat diesen Satz in Klammern gesetzt⁷⁷. Das wird man heute so nicht mehr sagen können. Aber man wird auch, allgemeiner, zu fragen haben, was es ausmacht, wenn nicht mehr über allen Schwierigkeiten eine Verheißung zum Besseren steht, sondern alle Veränderungserwartungen in großem Stil zwischen Begünstigten und Benachteiligten, zwischen Vorteilen und Kosten zu unterscheiden haben. Was sich eventuell lähmend auswirkt.

Vermutlich liegt hier der Grund für das ganze Ausmaß unserer Schwierigkeiten, die eigene Zeit zu diagnostizieren. Was ja nicht nur aus der beschleunigten und immer weiter ausgreifenden Veränderung resultieren wird und aus der des Staatensystems vielleicht vornehmlich nur dadurch, daß ihr ein ideologischer Zusammenbruch korrespondiert, das Ende zwar nicht der Geschichte, aber immerhin eines ganzen Abschnitts neuzeitlicher Geschichte. Die Geschichte selbst dagegen könnte erst richtig wieder anfangen. Jedenfalls tut man besser daran, mit allem Möglichen zu rechnen, als einfach das Bisherige als gleichbleibend fortzuschreiben.

⁷⁷) Historische Fragmente (wie Anm. 51), 207.

Alles Weitere, was man nämlich bei späterer Einsicht in schriftlich festgehaltene frühere Prognosen über sich als Historiker wie über historische Vergangenheit lernen kann, muß sich noch herausstellen. Ich vermute, daß es nicht wenig ist.

„Logisch gut und menschlich gut sind die Prognosen, die unterscheiden zwischen dem Vorgegebenen, dem als unvermeidlich zu Erkennenden und der Entscheidungsfreiheit, die dem Menschen gleichwohl bleibt.“⁷⁸ Darüber wird man durch nichts so gut belehrt wie durch die Übung im Umgang mit Vorhersagen. Wird nicht die ausgeprägte Skepsis, die gerade Jacob Burckhardt – aber auch Friedrich der Große – gegenüber Prognosen äußern, gerade von daher genährt, daß sie selbst so gern Prognosen anstellten? Gerade dadurch konnten sie lernen, wie gefährlich respektive unsicher diese sein können. Das bloße Beharren darauf, daß der Historiker kein Prophet sei, ist dagegen wenig lehrreich, ja es beschneidet, wenn die vorangehenden Erörterungen nicht ganz in die Irre gehen, seine Erkenntnis- und Darstellungsmöglichkeiten.

Le passé n'éclairant plus l'avenir, l'esprit marche dans les ténèbres, heißt es im letzten Kapitel von Tocquevilles Buch über die Demokratie in Amerika⁷⁹. Daran, daß die Vergangenheit nicht mehr *magistra vitae* ist, haben wir uns allmählich gewöhnt. Aber wie schwierig Gegenwart und Zukunft sind, wird neuerdings immer deutlicher. Auch Historiker sind da gefordert. Insofern scheint mir das Thema „Historiker und Prognose“ von besonderer Aktualität zu sein.

⁷⁸) Mann, (wie Anm. 63), 79.

⁷⁹) Wie Anm. 53, 2, 336.